

Anhang:

Lebensgeschichte des urnischen Arbeiters Franz S., von ihm selbst erzählt.

Als Kind armer Eltern — mein Vater war Schreiner — kann ich im Allgemeinen auf meine Jugendzeit eigentlich nicht als auf eine goldene Zeit zurückblicken, zumal da meine Mutter frühe starb und wir 2 Brüder, die wir von 5 Geschwistern zurückgeblieben waren, bald eine Stiefmutter bekamen. Unsere Stiefmutter, die noch heute lebt und unseren Vater in der Folge noch mit 2 Söhnen beschenkte, war eine äußerst rechtschaffene Frau und uns eine liebevolle Pflegerin, die uns gewiß in jeder Beziehung die rechte Mutter zu ersetzen bemüht war. Allein die dürftigen Verhältnisse unserer Familie brachten es mit sich, daß wir schon als Jungen zum Lebensunterhalt mit beitragen mußten. Der rücksichtslose Kampf ums Dasein warf schon frühe seine grauen Schatten in den Sonnenschein unserer Jugend. Die Stunden, wo ich frei mich meinen Altersgenossen zugesellen durfte, waren mir bedeutend knapper zugemessen als allen anderen Kindern. Um so eifriger und in steter Angst, daß der Ruf meiner gestrengen Mutter mich, ach nur zu frühe, wieder abrufen würde, gab ich mich den Kinderspielen mit meinen — Kameradinnen hin. Freilich, Kameradinnen, denn Mädchen waren damals meine liebsten und fast ausschließlichen Spielgefährten. Ich fand bei ihnen stets willige Annahme und war ihnen offenbar ein angenehmer Spielgenosse. Abhold jenen lärmenden, wilden Knabenspielen zog ich es vor, in Gemeinschaft mit gleichaltrigen

Mädchen der Nachbarschaft mich an Puppenwagen, Puppenstuben, Kochherd u. s. w. zu ergötzen. Dort war ich in meinem Element. Keine meiner Gespielinnen konnte die kleinen Möbel und Säckelchen des Puppenheims so schön zurechtstellen, die kleinen Betten und Deckchen so glatt falten, keine konnte so schöne Chokoladen- und Milchsuppen zurechtputzen, so delikate Mohrrüben mit Zucker einmachen, als ich. Deshalb mußte ich auch meistens bei den Spielen die Mutter markieren, obwohl mitunter von einer neidischen Kleinen Einspruch dagegen erhoben wurde, wobei man lakonisch auf meine Hosen als unzweifelhafte Qualifikation zur „Vaterschaft“ hinwies. Zuweilen mischte sich auch die Mutter Derjenigen, in deren Behausung wir spielten, dazwischen, um uns auf diese Umkehrung der Begriffe aufmerksam zu machen. Die Majorität der kleinen Schar entschied meistens, nach einigen Wenn und Aber, doch für meine „Mutterschaft.“ Und zwar vornehmlich im Hinblick auf die Chokoladensuppe und die eingemachten Rüben. Und um auch etwaigen Nörgeleien wegen der „Hose“ zu begegnen, wurde oft ein altes Umschlagtuch nebst dem Häubchen der Mutter herbeigeschafft. Angetan damit war ich glücklich, meine Rolle bis zu Ende des Spiels durchführen zu können. —

Welch rosiger Hauch holder Unschuld lag über diesen naiven Jugendspielen ausgebreitet! Und doch — wenn der Forscher den Schleier jugendlicher Naivität durchdrang, bot sich ihm nicht schon in dem Verhalten des Kindes manch deutliches Merkmal psychologischer Abnormität? — Weiter aber: Je älter ich wurde, um so deutlicher entwickelten sich meine Neigungen zu allen möglichen weiblichen Beschäftigungen. Meine Stiefmutter bemerkte sehr bald, mit welchem Geschick ich stets die kleinen Hilfeleistungen ausführte, welche sich auf den Haushalt bezogen.

Bald wurde ich von ihr mit Vorliebe zu solchen Arbeiten herangezogen. Und ich erinnere mich lebhaft jener freudigen Genugtuung, die ich empfand, als anlässlich der Geburt meines jüngsten Bruders, ich hatte eben mein zehntes Lebensjahr überschritten — schon ein großer Teil der häuslichen Verrichtungen mir übertragen wurde. Körperlich entwickelte ich mich recht langsam, dafür wurde mir aber öfter eine gewisse, nach innen gekehrte geistige Regsamkeit nachgesagt. Mit dem elften Jahr hörten die Spielereien mit den Mädchen nach und nach auf. Die Personen der kleinen Mädchen hatten ja bei den vorbenannten Spielen wenig oder keine Anziehungskraft ausgeübt. Es war nur immer die Art des Spieles, die mich festhielt. Eine auffallende, offen und naiv ausgedrückte Vorliebe für schöne Formen und Linien wurde schon frühe bei mir

von meiner erwachsenen Umgebung bemerkt und als ein besonderes Kuriosum an mir belächelt. Gelegentlich eines Wohnungswechsels meiner Eltern wurde mein Geschick allgemein bewundert, mit dem ich in der neuen Wohnung Bilder, Spiegel und sonstige Sächelchen an den Wänden geschmackvoll zu arrangieren wußte. Vom elften Jahre an gab ich mich nun mehr und mehr mit Knaben meines Alters ab, doch war die Art des Verkehrs wiederum sehr bald Gegenstand vieler Bemerkungen, namentlich der Mütter, die ja überhaupt mehr Gelegenheit nehmen, das Tun und Treiben als das ganze Wesen ihrer Kinder zu beobachten. Man fand meine Art, mit den Freunden sich abzugeben, komisch, so „eigentümlich,“ „so anders,“ garnicht jungenhaft. Wenn ich mit Knaben spielte, so kamen die sonst üblichen Katzbalgereien, Gezänke und Feindseligkeiten, die ja sonst unter Jungen gang und gäbe sind, garnicht vor. Ich wußte immer alles gleich wieder zu arrangieren und zu versöhnen, so daß jeder zu seinem Rechte kam. Nahm auch wohl oft den Rest auf meine Kappe, damit sie nur alle „wieder gut“ wurden, paukte mich mit den Einzelnen nie, gab immer, oft mit tränenden Augen nach und war froh, wenn sie mich nur leiden mochten, wenn ich ihnen nur immer gut sein durfte. Deutlich erinnere ich mich noch, wie mich oft meine Mutter schalt wegen meines duckmäuserischen, mädchenhaften Benehmens und mir einschärfte, daß ich mich, wenn ich im Rechte sei, zu wehren hätte und mir nicht „alles gefallen lassen dürfte“! Gewöhnlich ohne Erfolg. Soldaten-, Krieg- und Räuberspiele, die bei allen Jungen doch die begehrtesten Spiele sind, mir waren sie ein wahrer Horror. Ich erinnere mich, nur ein einziges Mal das Spiel „Indianer und Pflanzer“ mitgemacht zu haben, aber bloß unter der Bedingung, daß mir dabei die Anfertigung der phantastischen Lendengürtel und Kopfputze übertragen wurde, bei welcher Beschäftigung ich dann eine geradezu abenteuerliche Phantasie entwickelte. An den Spielen selbst hatte ich nur insofern ein Interesse, als ich dabei mit kritischem Blick die äußeren Erscheinungen der verschiedenen Knaben in Vergleich bringen konnte. Gewöhnlich lief ich neben und hinter den einherstürmenden Knaben und weidete meine Augen an dem schlanken Oberkörper, den üppigen Lenden, den glühenden Wangen und den funkelnden Augen desjenigen, der meinen Schönheitsbegriffen besonders entsprach. Schöne, lebhaft, sprechende Augen liebte ich schwärmerisch, und wenn ihr Besitzer gar womöglich noch leichtgelocktes Haar hatte, dann wars immer um meine Ruhe geschehen. So einer durfte unbeschränkt über mich verfügen. Ich suchte auf alle mögliche Art seine Gunst zu erwerben, war glücklich, wenn ich in seiner

Nähe weilen oder gar seine Hände fassen durfte. Ein solcher Knabe, Willy M , zwei Monate jünger als ich, doch bedeutend kräftiger entwickelt, war es denn auch, für den mich bald eine heftige und tiefe Zuneigung ergriff. Er war es, für den ich meine ersten „Liebesschmerzen“ erduldet. Jenes oben genannte Spiel, „Indianer und Pflanzer,“ hatte uns näher zusammengeführt. Ich hatte bei dem Spiel die mehr passive Rolle unter den indianischen Kriegerern übernommen. Ich mußte die gemachten Gefangenen bewachen. Willy geriet ebenfalls, nach heldenmütiger Gegenwehr gegen die Übermacht der Wilden, in ihre Gefangenschaft und wurde mir im Triumph zugeführt, damit ich ihn bewache, bis die eventuellen Sieger in den „Wigwam“ zurückkehrten, um ihn dem qualvollen Tode am Marterpfahl zu überantworten. Schweigend nahm ich ihn in Empfang und schweigend betrachteten wir uns eine Weile gegenseitig. Er nahm seine Rolle sehr ernsthaft und betrachtete mich mit ungeheurer Verachtung. Ich nahm meine Rolle weniger gewissenhaft, sondern musterte seine äußere Erscheinung mit heimlicher Bewunderung.

So wie wir uns später oft einiger an sich unbedeutender Episoden unserer Jugend lebhaft bis ins hohe Alter hinein erinnern, mit derselben Lebendigkeit, als sei es gestern geschehen, erinnere ich mich noch heute jener unsagbar wonnigen, süßen Freude, die ich damals empfand, als dieser Knabe, gefesselt, in seiner stolzen Hilflosigkeit vor mir stand. Im Stillen dankte ich es meinem gescheitern Einfall, daß ich mich hatte zum Wächter der Gefangenen benutzen lassen. War ich doch nun in die glückliche Situation gekommen, meinen geliebten Freund vollständig in meiner Gewalt zu sehen. Mein erster Gedanke, nachdem wir allein gelassen, war, ihn in seiner Hilflosigkeit in meine Arme zu schließen, um ihn nach Herzenslust abzuküssen und an mich zu drücken. Was wollte er machen; er war gebunden, konnte sich nicht wehren und mußte sich meine Liebkosungen gefallen lassen. Allein die Furcht vor seiner wirklichen Verachtung hielt mich davon ab. Wonnetrunken saß ich eine Weile neben ihm und bewunderte verstohlen den schlanken Körper, den schönen Kopf meines Gefangenen. Willy war in der Tat eine außerordentlich schöne Jugenderscheinung. Tannenschlank gewachsen, waren Kopf und Gliedmaßen geradezu klassisch zu nennen im Ebenmaß ihrer Formen. Den schönen Kopf schmückte eine Fülle seidenweichen, blonden Haars, das in leichten natürlichen Kräuseln die blendend weiße Stirn umrahmte und ein paar große, wunderbar sprechende Augen, stahlgrau und von langen dunklen Wimperhaaren beschattet, strahlten aus diesem schönen

Gesicht mir entgegen. An ihnen konnte ich mich nie satt sehen. Möglich, daß sich die Erscheinung Willys in meiner jungen Seele in übertriebenen Reflexen widerspiegelte. Ich weiß mich aber noch genau zu entsinnen, wie ich damals nicht begreifen konnte und wie ich eigentlich jedem Menschen böse war, der ihn sah und nicht dabei ausrief: „Wie unendlich schön ist dieser Knabe!“ Ich muß betonen, daß ich niemals dabei in meiner ganzen Knabenzeit sexuelle Regungen empfand, das geschah erst in und nach der Entwicklung meiner Pubertät.

Das Ende jenes Spiels aber war ausschlaggebend geworden für unsere nachherige Freundschaft. Willy hatte bei jener Gelegenheit mein Mitgefühl nicht umsonst benutzt, indem er behauptete, die Fesseln seien „zu fest“ und täten wehe, und ich war nur zu bereit, diese etwas zu viel zu lockern, und war auch nachher gerade nicht allzusehr erschrocken, als plötzlich mein Gefangener in grossen Sätzen entwischte. Das Spiel, hiess es, „gilt nicht,“ ich wurde tüchtig wegen meiner Unzuverlässigkeit ausgescholten. Und als ich dabei noch obendrein meinen Freund Ausreisser in Schutz nehmen wollte, geschah, was oft zu Ende solcher Spiele zu geschehen pflegt, irgend jemand bekam seine Hiebe und hier in diesem Falle war ich es, der seine schöne Tracht Prügel von seinen Kriegskumpanen einheimsen musste. Das waren meine ersten „Liebesschmerzen.“ Und Willy machte nicht einmal Miene, mich zu trösten oder nur zu bedauern. Und doch ist eben dieses Jugendspiel der Grundstein zu unsrer langjährigen innigen Freundschaft geworden. Es mochte Willy doch wohl leidgetan haben, dass ich seinetwegen so jämmerlich gepufft worden. Er liess sich von da an öfter vor dem Hause, wo meine Eltern wohnten, sehen. Ach und ich, mir fuhr jedesmal ein Wonneschauer durch die Brust, wenn ich ihn nur erblickte. Heisse Blutwellen schossen mir ins Gesicht und mehr stürzend rannte ich auf ihn los, um seine Hand zum „guten Tag“ zu fassen, die ich dann oft überlange festhielt, in seinen Anblick versunken und ohne zu hören, wenn er mich nach diesem und jenem frug. Von nun an begann die schönste Zeit meiner Jugend. Ich war überglücklich, dass Willy anfang, sich mit mir zu beschäftigen. Nun bot ich alles auf, ihn an mich zu fesseln. Wir besuchten uns gegenseitig und wenn ich einmal von der Mutter einen freien Nachmittag erhielt, dann wusste ich's trefflich einzurichten, ihn von den wilden Spielen mit den andern Jungen abzuhalten und ihn zu überreden, mit mir zusammen in der Umgegend umberzustreifen. Er tat mir auch öfter den Gefallen und ging mit, trotzdem die Neigung dazu bei ihm nicht sonderlich gross zu sein schien. Dann lagen wir oft an einem kleinen

Abhang oder im Gebüsch versteckt und lauschten dem Gesange der Lerchen über unseren Häuptern und folgten ihren Bewegungen, wenn die kleinen Sänger jubelnd in den blauen Äther aufstiegen. Zuweilen war Willy, den Kopf in meinem Schoss ruhend, sachte eingeschlafen, während ich meiner Lieblingsbeschäftigung oblag, grosse Mengen von Blumen zu allerlei Kränzen, Sträussen und Guirlanden zu verarbeiten. Dann hielt ich ab und zu inne und lauschte auf seine tiefen Atemzüge, betrachtete zärtlich sein schönes Haupt von allen Seiten und versenkte heimlich und schüchtern meine Lippen in das tüppige Haar des Lieblings. Fortan gab ich mich dieser berausenden Zuneigung mit einer Inbrunst hin, die bald mein ganzes junges Dasein ausfüllte.

Wo ich ging und stand, begleiteten mich die Gedanken an ihn. Ich mischte mich jetzt nur noch sehr selten unter die anderen Knaben, wenn „er“ nicht unter ihnen war, sondern streifte allein umher oder ging zu ihm, und wenn ich ihn nicht zu Hause traf, setzte ich mich in irgend eine Ecke, um auf ihn zu warten. Schalten schon früher meine Eltern öfter über mein „närrisches“ Wesen, so war ich nun völlig ein Träumer geworden. Stundenlang sass ich oft in der Kammer in einer Ecke und sann und sann und suchte nach einem Mittel, wie ich meinem schönen Freund noch mehr wie bisher meine Liebe beweisen könnte. Allerlei abenteuerliche Pläne wogten in meiner Seele auf und nieder. Ich stellte mir vor, wie das Haus, in dem Willy wohnte, plötzlich in Brand geriete und Willy darin in grosser Lebensgefahr sich befinden würde. Ich würde dann, das gelobte ich mir, sofort mich in die Flammen stürzen, würde ihn natürlich „ganz gewiss“ in meinen Armen aus dem Feuermeer retten u. s. w. So brachte ich oft die Zeit hin in solchen für mich wunderschönen Träumen.

Immerwährend hungrig nach irgend einer Gunstbezeugung von seiner Seite, war im Gegensatz dazu Willy eigentlich recht sparsam damit. Willy war im Ganzen ein herzensguter Junge. Jedoch geschlechtlich offenbar normal veranlagt, konnte er mir gewiß keine anderen Gefühle entgegenbringen, als er für mich eben hatte. Nämlich jenes Gemisch von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, das er mir ja auch bereitwillig zugestand, wohl mit dem dunklen Bewusstsein, dass er an mir einen Freund besass, von dem er alles verlangen konnte. Was aber in meinem kaum 13jährigen Herzen schon damals brannte und wühlte, war eben etwas anderes als kameradschaftliche Zuneigung. Es waren die ersten steigenden Funken jenes gewaltigen unterirdischen Feuers, jener leidenschaftlichen Glut, die man Liebe nennt. blieb dem Dreizehnjährigen, in

keuscher Unschuld, auch die erotische Natur dieser Empfindungen noch unbewusst, so stieg mir doch bereits die dunkle Ahnung empor, dass diese Liebe ebensolche, gleich heisse und stürmische Leidenschaftlichkeit von dem anderen fordern müsse. Ich war nicht damit zufrieden, dass er mich viel aufmerksamer und rücksichtsvoller, sanfter behandelte wie die anderen, mich auch wohl mal spassend sein „Puppchen“ nannte, meine Hände packte und mit mir im Kreise herumjagte, mich plötzlich losliess und dann schnell hinzusprang und mich auffing, wenn ich, schwindlig geworden, zu stürzen drohte; war auch nicht zufrieden, wenn ich seinen Kopf dann und wann an meinen Busen drücken durfte, ihm Haar und Wangen zu streicheln. Nein, freiwillig sollte er selbst dergleichen auch mit mir tun, sollte meinen schüchternen Kuss erwidern. Täglich in den Stunden, wo wir nicht beisammen waren, waren doch meine Gedanken bei ihm. Dann stellte ich mir in meiner Phantasie vor, wie er mich innig umarmte, an sich drückte und küsste. Bei solchen Träumen stieg mir immer der Schlag meines Herzens gleichsam bis zum Hals herauf und ich wäre in solchen Augenblicken nicht im stande gewesen, wenn mich Jemand überrascht hätte, auch nur ein Wort hervorzubringen. Fest hing ich mich dann im Geiste an ihn, um ihn nie, nie mehr loszulassen, er sollte mich tragen, weit, weit fort, irgendwohin, wo wir immer, immer beisammen sein dürften. Wie geistesabwesend sass ich dann oft in einem Winkel und rührte mich nicht. Oft traf mich meine Mutter so und riss mich scheltend, unsanft aus meinen süssen Träumen. So viel ich nun auch von solchen Umarmungen träumte, Willy tat nie etwas dergleichen, und ich musste mich weiter mit den kärglichen Gunstbezeugungen dieses wild umherstürmenden Knaben begnügen. Und doch — bald sollte ein Teil meiner heimlichen Träume in Erfüllung gehen. Wie ich schon eingangs meiner Zeilen bemerkte, waren meine Eltern arme Leute, die schwer um die rechtschaffene Erhaltung unserer zahlreichen Familie kämpfen mussten. Mit Eintritt in mein 13. Lebensjahr machte sich, hervorgerufen durch lange Krankheit meines Vaters, auch für mich die Notwendigkeit geltend, nun dauernd zum Unterhalt der Familie mit beizutragen. Ich war im Ganzen etwas zart, aber sonst kerngesund und leidlich wohlgebaut. So erhielt ich denn eine Stelle in einem grossen Speditionsgeschäft, als sogenannter — Rollmops, so wurden jene halbwüchsigen Jungen genannt, welche den Rollkutscher auf dem schwerbeladenen Speditionswagen zu begleiten hatten, vom Güterbahnhof durch die Stadt, wo die Kisten und Ballen bei den verschiedensten Firmen abgesetzt wurden. Hier begann nun eine sehr trübe Periode meiner Jugend, und doch fiel

in sie der erste Sonnenstrahl eines reinen zarten Liebesglückes. Der Leser mag mir gestatten, hier die kleinen, an sich ja recht unbedeutenden Vorkommnisse dieses meines jungen Daseins etwas ausführlicher zu erzählen. Denn es bieten sich in ihnen, meiner allerdings laienhaften Auffassung nach, wohl für den Forscher alle jene charakteristischen Merkmale dar, die schon den Knaben in seiner ganzen psychologischen Entwicklung als ausgesprochenen Homosexuellen erscheinen lassen. — Meine ganze körperliche und seelische Verfassung stand eigentlich im Widerspruch zu meinem neuen Tätigkeitsfelde. Die ganze Umgebung, in die ich nun plötzlich hineinkam, behagte mir schon von Anfang an nicht. Und doch war ich nun verpflichtet, täglich von $\frac{1}{2}$ 2 bis meistens Abends nach 10 Uhr in dieser neuen, für mich so ungünstigen Atmosphäre zuzubringen, unter der ich ungemein litt. Meinen geliebten Willy sah ich jetzt nur noch selten, denn ich hatte ja nun in der Woche überhaupt keine freie Zeit mehr. Mein ganzes Wesen sträubte sich gegen die Art meiner nunmehrigen Beschäftigung. Der Umgang mit den Pferden, das An- und Ausspannen, Füttern und Tränken derselben, sowie das Streumachen, alles dieses gehörte zu den Obliegenheiten eines ordentlichen „Rollmopses“ und war mir ein Gräuel. Dazu kam, daß ich unter dem ungemein rohen Tun und Treiben der Kutscher zu leiden hatte. Das beständige wüste Geflüche, die brutalen gemeinen Späße flößten mir Abscheu ein. Scheu und furchtsam tat ich, was mir geheißen wurde und hatte in Folge dessen auch noch die frechen Sticheleien meiner neuen „Kollegen“, deren es eine Menge auf dem Speditionshofe gab, einzustecken.

Mit Wehmut dachte ich an die schöne Zeit, wo ich mit Willy zusammen so glücklich war. Ach wie sehnte ich mich so furchtbar nach diesem meinen liebsten, meinem einzigen Freund. Und fast unbewusst lenkte ich meine Schritte nach jener Strasse, in der er wohnte, drückte mich in irgend eine Ecke, von wo aus ich seine Fenster sehen konnte, und blickte unverwandt hinauf. Meistens war es schon immer nach 10 Uhr und meine geheime Hoffnung, Willy vielleicht noch treffen und sprechen zu können, war immer vergeblich. Fast verzehrte mich die Sehnsucht nach ihm und unsagbare Traurigkeit erfüllte meine Seele. Ich dachte mir dann meinen Liebling hinter jenem Fenster, vielleicht schon friedlich in seinem Bette schlummernd, er dachte am Ende gar nicht mehr an mich, seinen Freund, ja, hatte vielleicht den ganzen Tag, die ganze Zeit, wo wir uns nicht gesehen, nicht mehr an mich gedacht, hatte mich wohl gar schon ganz vergessen. O dann fühlte ich mich so

furchtbar einsam und verlassen auf der Welt und fing an bitterlich in mich hinein zu weinen. Ich war tief unglücklich und langsam schlich ich nach Hause. — Solche Abende wiederholten sich oft. — Und doch sollte mir hier gerade die glücklichste Stunde meines jungen Dasein's schlagen. Was ich mit meinen glühendsten Phantasien bis dahin mir heimlich ausgedacht, nie aber verwirklicht zu glauben gewagt, das wurde mir an einem Abende zuteil. Ich hatte mich, wie oft, nachdem die Feierabendstunde für uns geschlagen, verstohlen vom Speditionshof davon gemacht, um nicht mit den anderen Burschen auf der Strasse zusammen zu geraten. Träumend trabte ich durch die Strassen und stand auch bald wieder vor dem Hause meines Freundes. Ich hatte ihn fast 3 Wochen lang nicht gesehen und bildete mir ein, Willy müsste nun doch unbedingt auch nach mir ausschauen. Meine unendliche Zuneigung konnte sich nicht damit abfinden, dass er so ganz und gar nicht an mich denken sollte. Lange wartete ich vergeblich, dass er vielleicht zufällig irgendwo noch sichtbar würde. Schliesslich ging ich, da ich nun das Tor zufällig diesmal noch offen fand, durch den Hausflur und lungerte wartend und missmutig auf dem mir wohlbekanntem Hof umher. Im Hause wohnte ein Lohnkutscher, der in den Seitengebäuden, Remisen und Ställen mit seinen Kaleschen, Droschken, Pferden und allerlei Gerätschaften den ganzen Hof beherrschte. Ich kannte jeden Winkel, denn ich hatte mich mit Willy zusammen manches liebe Mal hier umher getummelt. Ich setzte mich auf einen umgestülpten Wassereimer, am Eingang einer offenstehenden Wagenremise und starrte nun eine Weile nach dem Küchenfenster der Wohnung meines Freundes hinauf. Eine Weile hatte ich so gesessen, schwermütig seufzend, den Kopf in die Hände gestützt, als ich plötzlich aus dem Innern des Schuppens, wo einige Bündel Stroh, Futtersäcke u. s. w. lagen, meinen Namen flüstern hörte. Ich bekam einen gewaltigen Schrecken, sprang auf und lauschte. Hinter dem Bündel Stroh regte sich etwas, kam vorsichtig näher und mit freudigem Erstaunen erkannte ich nun — Willy, meinen sehnlichst erwarteten Freund. Er liess mir aber keine Zeit zum langen Fragen, zog mich am Arm in den dunklen Winkel zurück und erzählte mir flüsternd und mit vor Angst zitterndem Athem, wie er in dieses Versteck gekommen sei und wie er sich, aus Furcht vor dem strafenden Arm seines sehr strengen Vaters, nicht hinauf getraue. Es war eine lange Geschichte. Willy hatte offenbar wieder einmal bei einem tollen Knabenstreich die Hauptrolle gespielt. In Gesellschaft mit anderen Knaben hatte er einer in der Nähe wohnenden Grünkramhändlerin einen Schabernack zgedacht. Das Geschäftslokal dieser Frau befand

sich unterhalb der Strassenfront, die Treppe ging von der Strasse aus nach unten, und die bösen Buben hatten nun einen grossen Blechtopf mit Wasser herbeigeschleppt und hatten diese Pandorabüchse jene Treppe hinunter „fallen lassen“. Das Wasser war natürlich in den Laden geflossen und hatte die alte, etwas korpulente Frau sehr in Bewegung gesetzt. Nach vollbrachter Tat fliehend, waren jedoch einige der Übeltäter erkannt worden. Und gegen Abend nahte die rächende Nemesis in Gestalt der sehr rabiaten Grünkramfrau. Sie kam in die Wohnung der Eltern, strengste Strafe heischend für den „ungeratenen Bengel“, widrigenfalls sie sich bei der Polizei beschweren wolle, da das schon „öfter vorgekommen“. Willy beteuerte mir allerdings, dass er diesmal „wirklich und wahrhaftig“ gänzlich schuldlos sei, indem die anderen den ganzen Koup ausgeheckt und vollbracht hätten, er aber nur „zugeguckt“ hätte. Mit pochendem Herzen hatte ich seinem Bericht gelauscht. Mitleid erfüllte meine Seele und ich überlegte bereits, wie ich meinem Freunde helfen könnte. Ich riet ihm zunächst, hinauf zu seinen Eltern zu gehen, denn, da er „nichts dafür“ könnte, so setzte ich ihm auseinander, war doch keine Strafe zu erwarten. Allein mit der gänzlichen Unschuld mochte es wohl seinen Haken haben, und ich konnte ihn nicht dazu bewegen, hinauf zu gehen. Schliesslich erklärte er schluchzend, er wolle „in's Wasser“ gehen, denn sein Vater sei „zu streng“. Entsetzt packte ich seinen Arm, als müsste ich ihn festhalten. So sassen wir eine Weile stumm nebeneinander. Seine Angstlaute schnitten mir in's Herz und ich zermarterte mein armeliges Hirn nach irgend etwas, womit ich ihn retten könnte. Denn helfen musste ich ihm, so viel war sicher. Mit einem Male kam mir auch ein trefflicher Gedanke, ja so musste es gehen, so konnte ich ihn vielleicht von der drohenden Strafe befreien. Ich überlegte garnicht erst, ob auch alles, was er mir erzählt hatte, wahr sei und ob er wirklich nur „zugeguckt“ hätte. Schnell sprang ich auf, flüsterte ihm hastig ein paar Worte über meinen Rettungsplan zu und ehe er ein Wort erwidern konnte, rannte ich über den Hof, die Treppe zur Wohnung seiner Eltern hinauf und schellte. Beim schrillen Klang der Schelle aber erschrak ich doch heftig über meine Kühnheit und mir war auf einmal sehr bange. Aber hier blieb mir keine Zeit mehr zum Überlegen, denn im nächsten Moment stand ich schon vor dem gestrengen Herrn Vater meines Freundes. Stockend begann ich nun zuerst und zähneklappernd vor Angst und Aufregung eine umständliche Erzählung, wie ich Willy vorhin getroffen hätte, wie er auf der Brücke am Kanal gestanden, sich nicht nach Hause getraue, in's Wasser wolle aus Angst vor der

Strafe und wie er so geweint habe, weil er diesmal „garnichts gemacht“, sondern bei der ganzen Sache „nur zugeguckt“ und dass ich es „ganz genau“ gesehen, wie ein anderer Junge den Topf mit dem Wasser in den Keller gestürzt, Willy aber nur in der Nähe gewesen sei und eben nur zugeguckt habe. Das alles hatte ich „ganz genau gesehen“ u. s. w. Ich log das Blaue vom Himmel und muss wohl in der Hitze in meine Rede „dramatisches Leben“ gebracht haben, denn Geschwister und Mutter meines Freundes standen um mich herum und lauschten athemlos. Warum sollte es auch nicht so gewesen sein? Es war schon ziemlich spät, man war bereits unruhig geworden, da sich Willy noch nicht hatte blicken lassen. Also klang meine Erzählung nicht unwahrscheinlich und die Mutter fing bereits zu jammern an um „den armen Jungen“; man drang in mich, ich sollte ihn holen oder wenigstens sagen, wo er stecke, es solle ihm nichts geschehen u. s. w. Mir aber, angesichts des unerwarteten schnellen Erfolges, schwoll gewaltig der Kamm, ich fing an, mit meinen höheren Zwecken zu wachsen und erklärte achselzuckend, das Versteck Willy's nicht verraten zu können, bevor man nicht Straflosigkeit vollkommen einwandfrei zusichere. Plötzlich fiel mir der Vater, der mich während des ganzen Auftritts aufmerksam beobachtet hatte, gelassen mit der Frage in's Wort, ob nicht wohl ich der wirkliche Täter sei, denn da ich alles so genau wüsste, müsse ich doch zum mindesten dabei gewesen sein. Verdutzt senkte ich die Augen zu Boden, nun hatte mein schönes Lügengewebe ein ziemliches Loch bekommen, schnell aber besann ich mich, schmolz flugs Dichtung und Wahrheit zusammen und erklärte prompt, dass ich, auf dem Rollwagen sitzend, zufällig alles mit angesehen hätte. Die Sache schien plausibel, Willy's Mutter namentlich glaubte alles und suchte ihren Gemahl von der Möglichkeit der Wahrheit meiner Angaben zu überzeugen. Dieser war nun freilich nicht so schnell von der Unschuld seines Sprossen überzeugt, namentlich wollte ihm der Passus von dem „blossen Zugucken“ nicht recht einleuchten. Die ganze Geschichte schien ihn aber endlich zu amüsieren, da ich nicht aufhörte fortwährend die Engelreinheit seines Sohnes zu beteuern. Schliesslich meinte er, man könnte es ihm ja diesmal schenken, obgleich es eigentlich um jeden Hieb schade sei, der vorbei ginge u. s. w. Mein Herz hüpfte vor Freuden und als der grosse bärtige Mann wohlwollend lächelnd meinte, ich sei ja ein verteufelt eifriger Fürsprecher und wir hielten wohl „dicke Freundschaft“, da ward ich über und über rot und konnte kein Wort mehr sagen. Ich erhielt nun beim Fortgehen nochmals den dringenden Auftrag von der Mutter, den Sohn sofort

hinauf zu schicken. Nochmals nahm ich ihr die Zusicherung ab, dass ihm nichts passieren dürfe, flog die Treppe hinunter, über den Hof und teilte meinem Freunde triumphierend die Freudenbotschaft mit. Willy traute jedoch dem Frieden noch nicht so recht und zögerte. Nun versprach ich, bereits mit tränenden Augen, mitzugehen und nochmals alles zu bekräftigen in seiner Gegenwart, da ich sah, dass er meinen Worten nicht glauben wollte. Ich musste nun nochmals mit hinein und das Damoklesschwert über dem teuren Haupte meines Freundes wurde glücklich beseitigt. Als mich Willy nachher hinausbegleitete, um mir das Tor aufzuschliessen, — da es mittlerweile spät geworden war —, blieb er auf dem Hausflur plötzlich vor mir stehen, fasste meine Hand, sah mich eine Weile an und meinte dann in seiner treuherzigen Weise: „Du bist aber furchtbar gut, weisst Du, und was Du für Courage hast! Wärest Du nun nicht gekommen, hätte ich immer noch die schreckliche Angst.“ Ich konnte nichts erwidern, sondern drückte nur leise seine Hand. Er aber, wohl in unmittelbarer Aufwallung seines dankbaren Herzens, schlang nun seine Arme fest um meinen Hals und küsste mich dreimal herzlich auf die Wange, indem er mich seinen liebsten Freund nannte. — Ich war wie betäubt. Die schnelle, unerwartete, zärtliche Berührung Willys raubte mir fast die Sinne. Mein Kopf glühte plötzlich wie Feuer, und das Herz drohte mir zu zerspringen, so stürmisch begann es zu pochen. Ein unbeschreibliches Gefühl durchrieselte meine Adern und im Übermass seligen Entzückens erbebte mein ganzer Körper. Nun konnte ich mich nicht mehr halten. Zitternd hing ich am Halse meines Freundes und bedeckte sein Antlitz mit tausend leidenschaftlichen Liebkosungen. Der erste Strahl heisser Sinnlichkeit durchschoss meinen Körper. War das nicht die Erfüllung meiner seligsten Träume, die ich so oft im stillen Winkel, immer und immer von neuem, geträumt? Nun sagte er es mir selbst, dass ich sein liebster Freund sei — minutenlang war ich nicht imstande, einen Laut von mir zu geben.

Dann aber, unter neuem langen Kuss, gab ich mein süßes, so lange bewahrtes Geheimnis preis. Leise kam es von meinen Lippen. Ich bin dir ja so schrecklich gut! „Ich dir auch“, beteuerte Willy überzeugungsvoll. Und nun lösten sich die Zungen, innig umschlungen gaben wir uns gegenseitig das Versprechen unverbrüchlicher Treue. Nichts sollte uns mehr trennen, nie, nie wollten wir uns böse werden, wie es „die andern“ so oft gegenseitig täten. Willy schwor hoch und teuer, er wolle jedem die „Knochen kaput schlagen“, der mich beschimpfen oder mir gar „was tun“ wollte.

Meinen glühenden Kopf an seine Brust gelehnt, erzählte ich dann von meinem Missgeschick auf dem Speditionshof, von den Burschen, die mir immer nachstellten und von all den kleinen Sorgen und Kümernissen dort. Er versprach mir, mich zu schützen, wo er nur könnte. So schwatzten wir noch lange von Diesem und Jenem und konnten nicht voneinander kommen. — Weshalb ich dies alles so breit und ausführlich schilderte? — Weil ich diese für mich so bedeutsamen Momente meines ersten Liebeslebens nie und nimmer vergessen kann und mag. Weil die unendliche Gewalt der Liebe mir in jenen Tagen zum ersten Male wirklich bewusst wurde. Und liegt nicht ein unbeschreiblich poetischer Hauch über diesem Stückchen Jugendidyll ausgebreitet, der in seiner schuldlosen Naivität das Herz jedes Menschenfreundes bezaubern muss? Was wussten wir von der Welt, was von der rauhen Wirklichkeit mit ihren Regeln und Gesetzen? Was für Begriffe macht sich ein 13 $\frac{1}{2}$ jähriges Gemüt von dem starren Sitten- und Moralkodex der Kulturgesellschaft? Ach, keine! Aus dem reinen Lebensimpuls, aus dem sprudelnden Quell lebendiger Jugendkraft und Fülle schöpfte ich dieses unendlich schöne Empfinden, diesen unwiderstehlichen Drang nach innigster Vereinigung des Körpers und der Seele. Immer und immer wieder presste ich den Körper Willys fest an mich, streichelte seine blühenden Wangen, liebte die strahlenden Augen dieses Knaben, den ich über alles liebte. Ich ahnte noch nicht, dass in diesem ewigen stürmischen Verlangen bereits die schwellenden Keime einer „naturwidrigen Perversität“ emporsprossen. Dass diese meine Zuneigung zu dem Wesen meines eigenen Geschlechts bereits alle Merkmale einer verbrecherischen Leidenschaft aufwies, die der Paragraph so und so mit Gefängnis, Zuchthaus und Ehrlosigkeit bedroht, was wusste der Knabe von alledem? Mit kindlicher Sorglosigkeit gab ich mich dieser Liebe hin, ging ganz in ihrem Gegenstand auf und konnte überhaupt garnicht anders, weil es eben meinem natürlichen Wesen entsprach. Ein hohes Glück fand ich in dem stolzen Bewusstsein, von Willy, dem schönsten, dem unbändigsten unter den ganzen Kameraden, geliebt zu werden. Er hatte es mir ja selbst gestanden, weil ich „so gut und so tapfer“ war. Ach, mit meiner Tapferkeit war es sonst nicht weit her. Aber eben, für „Ihn“, meinen Geliebten, wäre ich noch aller möglichen Thorheiten fähig gewesen. Rastlos nährte und pflegte ich meine Liebe. Über die nun folgende trübe und doch so glückliche Zeit meiner Jugend will ich schweigend hinweggehen. Sie flog schnell genug hin und aus den Knaben wurden Jünglinge. Willy und ich, wir waren und blieben die

zwei Unzertrennlichen. Beide mussten wir ein Handwerk lernen und nachdem wir die Lehrzeit absolviert, blieben unsre Verhältnisse und unser beiderseitiger Wohnort vorerst noch so, dass wir immer zusammen sein konnten. Willy hatte sich schnell zu einem wohlgewachsenen, blendenschönen jungen Mann herausgewachsen. Ich war mit meinen 17½ Jahren immer noch eine recht knabenhafte, unreife Erscheinung, wenigstens musste es nach dem Urteil meiner Umgebung wohl so sein. Zart und schwächlich gebaut, mit blassem Gesicht, sprach ich noch hell und sang einen tadellosen Sopran. Wir waren uns noch immer in treuer Freundschaft zugegan. Ich mit immer wachsender leidenschaftlicher Glut, Willy mit immer gleichmässiger ruhiger Treue und Anhänglichkeit.

Mir genügte natürlich diese ruhige, platonische Liebe durchaus nicht. Ich verlangte gleiche, heisse Leidenschaftlichkeit. Aber bald sollte ich inne werden, dass er mir das, was ich von ihm verlangte, eben nicht gewähren konnte. Gutmütig lächelnd, duldete er wohl meistens meine heftigen Liebkosungen, wehrte auch mitunter sanft ab mit der Bemerkung, er sei ja doch wohl kein Mädchen. Dann ward ich böse, nannte ihn einen kalten Frosch, eine Fischnatur und schmollte. Er nahm meine Ausfälle gelassen hin und tat im übrigen nichts, meine Ansicht zu entkräften. Wenn ich ihn dann aber einmal 8 Tage nicht gesehen, hielt ich es nicht mehr aus, ging wieder zu ihm und alles war gut. Ich liebte ihn zu sehr und seine Abwesenheit aus meiner Lebenssphäre war für mich ein unfassbarer Begriff.

In dieser Zeit begann ich natürlich auch, poetische Erzeugnisse von mir zu geben. Unendlich lange Verse entrangen sich meiner Feder. Sie alle waren an „ihn“ gerichtet. Er hat die ersten nie zu Gesicht bekommen. Später wurde ich hartnäckiger und dichtete ein riesiges Epos, das ebenfalls auf „ihn“ Bezug hatte. Dieses liess ich Willy „zufällig finden“. Er las es im Schweisse seines Angesichts und staunte mich an ob meines „Genies“, wollte aber, zu meinem heimlichen Verdruss, durchaus nicht merken, dass dieses alles nur ihn selbst zum Gegenstande hatte. Unsere sonntäglichen Vergnügungen waren auch durchaus von denen der meisten unsrer Kameraden, die ja alle, wie wir, dem Handwerkerstande angehörten, verschieden. Während diese sich in Rudeln Sonntags in den Strassen herumtrieben oder in Kneipen „Schafskopp“ oder Billard spielten, verachteten wir beide natürlich solche „barbarischen“ Gentisse. Wir gingen gewöhnlich ins Theater oder in Konzerte und nahmen nachher das Dargebotene häufig gar superklug unter die kritische Lupe.

Allein bald sollte unser schönes Verhältniß einen jähen Riss bekommen. Wir gingen nun bereits dem 19. Jahre entgegen und mir fing es an, aufzufallen, dass Willy nicht mehr seine freie Zeit ganz und gar mit mir theilte. Es kam erst einige Male, dann sehr oft vor, dass er, wenn ich Sonntags zu ihm kam, um ihn abzuholen, schon fort war oder sich bei mir entschuldigte. Er liess mich ruhig öfter allein ausgehen und kam auch immer seltener zu mir. Die Liebe ist wachsam und bald erkannte ich, dass er mir auswich, die Gesellschaft einer anderen Person mir vorzog. Sachte schlich sich ein unbehagliches Gefühl bei mir ein, das immer stärker und stärker wurde. Es tat meinem Herzen immer weher und weher und frass mit züngelnden Flammen an meiner Seele. Ich war eifersüchtig, rasend eifersüchtig geworden. Er kam immer seltener, und wenn er kam, war er nicht mehr bei mir, sondern schien immer etwas anderes vorzuhaben. Und wenn ich ihn dann in alter Liebe zärtlich begrüissen wollte, wehrte er ab mit den Worten: „Ach lass doch, wir sind doch keine Kinder mehr!“ Eisig kalt schoss es mir dann durchs Herz, ich fühlte, ich war im Begriff, ihn zu verlieren. Still und in mich gekehrt sass ich dann neben ihm und hörte nur halb auf seine Erzählungen. Bald kam er dann aber auch auf die Weiber zu sprechen und dann wurde er immer sehr aufgeräumt und begann begeistert ihr Lob zu singen. Wütend biss ich mir die Lippen blutig und machte boshafte Anspielungen. Freimütig gab er dann zu, sich da und dort mit andern Freunden in „Damengesellschaft köstlich amüsiert“ zu haben und beschrieb mir umständlich die „feinen Mädels“. Und wenn ich höhnisch bemerkte, dass er mich mit so was garnicht interessieren könne und mich verschonen möge, dann lachte er mich aus, nannte mich ein „Bählämmchen“, das in Damengesellschaft nicht „Zip“ sagen könne und meinte, ich würde wohl einmal bei Muttern hinterm Ofen versauern. Dann wurde ich furchtbar aufgebracht und schalt ihn einen Schürzenjäger und Pantoffelhelden. Er antwortete prompt, ich sei wohl neidisch und bot mir an, mit ihm zu gehen, er wollte michs auch lehren, wie man die Mädels „rumkriegen“ könnte. Giftig spuckte ich dann aus und vermäss mich bei allen Heiligen, „so was“ könne mir nicht einfallen. Zankend schieden wir dann jedesmal von einander, ohne den üblichen Händedruck. Einsam blieb ich zurück. Das also war es. Die Weiber hatten ihn mir entrissen. Ihnen folgten meine schwärzesten Flüche, meine ärgsten Verwünschungen, die ich schliesslich in Tränen ohnmächtiger Wut erstickte. Mit der ungemeinen Lebhaftigkeit meines ganzen Naturells nahm ich diesen ersten wirklich grossen Liebesschmerz auf. Traurig ging ich umher.

Wie grauer Nebel senkte sich herab auf die Träume meiner Liebe, auf alle jugendfrohen Pläne und Hoffnungen. Ach, und wir hatten so schöne Pläne mit einander geschmiedet! Wollten bald in die Fremde gehen, wollten auf der Wanderschaft Welt und Menschen kennen lernen! Natürlich gemeinschaftlich! Hatten wir uns nicht damals gelobt, dass wir uns nie, nie trennen wollten? O, ich hatte es noch nicht vergessen! Und da wir uns die gemeinschaftliche Reise schon in allen Details ausgemalt, trug ich nun seit längerer Zeit eine geheime Hoffnung mit mir herum, eine Hoffnung auf Erfüllung des höchsten Wunsches meiner Liebe, den ich bisher nie gewagt vor Willy auch nur anzudeuten, ja ich hatte in meinen stillen Gedanken kaum den Mut, mir selbst diesen Wunsch einzugestehen. Und doch verfolgte mich dieser Gedanke seit Langem, wenn ich still und einsam meinen Gedanken nachhing, in langen, schlaflosen Nächten, im Beisammensein mit Willy, überall hin verfolgte mich dieser Wunsch, ich wurde ihn nicht los, wollte ihn auch garnicht los werden. Alles hatte ich mir bereits ausgemalt: Per pedes die Welt durchheilen, Städte und Dörfer, ja vielleicht fremde Länder sehen und immer beieinander sein können! Mussten wir nicht auf unsern Reisen in Herbergen übernachten? So würden wir dann gewiss auch Nachts im Schlummer bei einander weilen können auf gemeinschaftlicher Lagerstätte, an seiner Brust ruhend, könnte ich selig dem neuen Tag entgegenschlummern. — Wie fest und innig wollte ich mich an ihn schmiegen, wollte den Geliebten an mein brennendes Herz pressen! In unmittelbarer zärtlicher Berührung mit dem blütenweissen Körper meines Freundes würde ich der höchsten Seligkeit einer mächtigen Liebe theilhaftig werden, das süsseste Glück meines Daseins geniessen können, das ich bis jetzt vergebens erhofft hatte! — War dieses Begehren etwa aus den Abgründen verbrecherischer Phantasien eines übersättigten Lüstlings geboren? — Ach nein, ich war als 18 jähriger Jüngling in der Blüte meiner Jugendkraft, weder geschlechtlich übersättigt, noch war meine Begierde auf irgend eine bewusste oder bestimmte geschlechtliche Handlung gerichtet. War ich doch damals noch ein in geschlechtlichen Dingen vollständig unerfahrener, unwissender Bursche. Gewiss hatte ich wohl, wie das bei allen jungen Leuten der Fall, viel abenteuerliches Zeug von Geschlechtsakten zwischen Mann und Weib gehört, und heute noch lächelt man über alle die unmöglichen und ungeheuerlichen Vorstellungen, die wir uns als junge Burschen auch von den Geburtsvorgängen machten.

Ich hatte eine Art mystische Scheu vor allen diesen Dingen und heillose Furcht vor den Folgen geschlechtlicher „Verirrungen“.

Inzwischen war jedoch der Knabe zu einem vollkommenen Geschlechtswesen herangereift, in dem sich bereits der mächtige Drang nach Ergänzung regte. Was Wunder, wenn sich dieser Drang mit Gewalt auf jene Wesen richtete, die von Jugend auf mein ganzes Sein beherrscht hatten. Die gewaltige Liebe des Geschlechts konzentrierte sich ganz von selbst und ohne sich klar bewußt zu sein auf das eigene Geschlecht.

Damit war aber, weil der unerbittliche Sittenkodex dieser Zeit darin die Momente einer verbrecherischen Handlung erblickt, der Fluch der Gesellschaft auf das Haupt des Liebenden gefallen, dem nur noch recht und billig geschah, wenn er aus der Gemeinschaft aller anständigen Menschen verbannt wurde. Jener Fluch sollte auch mir später im reichsten Maße zu Teil werden. Zu jener Zeit aber, da sich in mir die ersten Blüten des Geschlechtsbewusstseins eben erschlossen hatten, abnte ich von alledem noch nichts. Niemand hatte mir noch bis dahin jemals etwas davon gesagt. Wie konnte ich selbst etwa dies edle Feuer in meiner Brust verdammen, da es doch ein Element von meinem ureigenen Selbst war und zwar ein gar gewaltiges? — O nein, ich konnte nichts Unmoralisches darin finden, dachte gar nicht daran, daß wohl irgend Jemand kommen könnte und sagen: „Deine Gefühle sind verbrecherisch“! Ich hätte ihn schön abfahren lassen. Denn heilig war mir meine Liebe zu Willy, sie, die mich schon als Knabe für alles Edle begeistert hatte. Heilig war mir auch die Person meines Freundes. Ich hatte ja zu dieser Zeit nicht die geringste Ahnung von irgend einem bestimmten Geschlechtsakt, irgend einer Form sexueller Befriedigung zwischen Männern. Konnte mir gar keinen Begriff davon machen und dachte auch niemals an etwas dergleichen, da ich bis dahin von solchen Dingen noch nichts gehört. Und doch ist die Tatsache nicht zu leugnen, sie war vorhanden, es zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt nach der körperlichen Berührung mit meinem Freund. Was war es denn nun, das mich immer und immer wieder mit magischer Gewalt hinzog, mich ewig drängte und trieb, seine Nähe zu suchen? Ach, ich machte mir keine langen Gedanken erst über die etwaige Unnatur meiner Empfindungen. Unbewußt gab ich mich ihrem Zauber hin. Ja es war ein Reiz ohne Ende, der von der Person dieses wunderschönen Jünglings ausstrahlte. Alles liebte ich an diesem Körper, dies schöne blonde Haupt mit der blendend weißen Stirn, die herrlichen Augen, die mir so oft treuherzig entgegen gestrahlte, die frischen Wangen, die roten Lippen so schön geschwungen, auf die ich schon als Knabe so oft im schüchternen Kuß die meinen gedrückt, die kräftigen Hände und die hohe breite

Brust, an der ich so oft geruht, und alles was diese teure Brust umschloß, dieses stolze und doch so gute Herz, das sinnige Gemüth, alles, alles liebte ich an diesem teuren Wesen und ging völlig in ihm auf. Aber auch das Verlangen nach innerer Gemeinschaft brannte in meiner Seele. Die Gleichheit des geistigen Daseins, das Ineinandertauchen beider Herzen war es, was ich erstrebte. — Ich kehre zum Faden meiner Erzählung zurück. Willy konnte mir nicht das gewähren, was ich glaubte von ihm verlangen zu dürfen. Ganze Hingabe, so wie meine Liebe zu ihm mein ganzes Wesen beherrschte, so sollte es auch bei ihm sein. Die Natur meiner Empfindungen duldete nicht, daß ich seine Zuneigung mit andern teilen sollte. Unser gegenseitiges Verhältnis wurde deshalb in der Folge merklich kühler. Willy suchte immer mehr der Richtung seiner Entwicklung nachgehend, Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte. Ja er wurde sehr bald ein von den Damen viel umworbener Don Juan, der eben dank der äußeren Vorzüge, die ihm Mutter Natur verliehen, diese Rolle mit sehr viel Geschick überall durchzuführen verstand. Trauernd stand ich abseits und verfolgte trotzdem mit Beharrlichkeit sein Tun und Treiben. Ich war nur noch das fünfte Rad, das „liebe alte Haus“, das er noch für würdig genug hielt, ihm alle seine neuen Interessen und zarten Geheimnisse anzuvertrauen. All' die kleinen pikanten Sächelchen, die ein rechter Don Juan vor den Augen der Welt verbirgt, ich wußte sie, mir vertraute er sie an, ohne daß ich danach frug. Und wenn er mir dann all' diese kleinen Intimitäten unbefangen mittheilte, zerriß unsagbarer Schmerz mein Innerstes und blutenden Herzens gestand ich es mir in der Stille meiner Einsamkeit, daß ich ihn verloren hatte, ihn, den ich vergötterte, der mein Alles war auf dieser Welt, dem ich alles, was mir heilig, geweiht hatte! Ich kannte meinen Willy bald nicht mehr wieder. Aus dem sinnigen, treuherzigen Jungen war bald ein pomadisierter Weiberfex geworden, der aus dem Füllhorn seiner Wohlgestalt Kapital schlug. Aber ich konnte und konnte noch immer nicht von ihm lassen, obgleich sich alle meine Empfindungen gegen sein nunmehriges Wesen aufbäumten. Ein weiteres Jahr war dahin und aus unserer phantasieumwobenen Wanderschaft war natürlich nichts geworden. Willy hatte dazu die Lust verloren, ihm schien es so am Besten zu gefallen und mir war durch den Tod meines Vaters eine neue Pflicht erwachsen. Ich mußte in Gemeinschaft mit meinem ältesten Bruder für die Mutter und zwei noch unerwachsene Brüder sorgen. Obwohl das Verhältnis zwischen Willy und mir immer mehr verflachte, kamen wir doch noch sehr häufig zusammen. Ich konnte eben dieses Wesen, das ich

mehr wie mich selbst geliebt, nicht so ohne weiteres aus meinem Herzen reißen. Leider sollte auch dieser Zustand nicht lange dauern, und Willy selbst war es auch hier wieder, der, wohl unbewußt meinem Herzen den letzten brutalen Stoß gab. Eines Tages kam Willy zu mir, nahm mich auf die Seite und vertraute mir ein neues Geheimnis an. Diesmal war es ernster Natur. Er hatte sich im sorg- und schrankenlosen Geschlechtsverkehr infiziert, hatte die Sache vertrödelt und frug mich nun, da die Geschichte schlimm zu werden drohte, um meine Meinung. Er behauptete, daß er sich bei einer Prostituierten den Schanker geholt und war nun in großer Angst, wie er „das Ding“ los werden möchte. Zum Arzt zu gehen, wozu ich ihm riet, hatte er keine rechte Lust. Es sei ihm „zuschenant“ und koste auch gleich zu viel, meinte er. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich eine Geschlechtskrankheit mit all' ihren widerlichen Begleiterscheinungen kennen lernte. Begreiflicher Abscheu erfüllte mich und da er die unbedingte Notwendigkeit einer ärztlichen Behandlung nicht gleich einsehen wollte, so konnte ich ihm natürlich sonst weiter keinen Rat geben und begriff überhaupt nicht, wie er sich in diesem Fall an mich wenden konnte, da er doch in solchen Dingen zum mindesten mehr Erfahrungen hatte als ich. Ich hielt es viel mehr für angebracht, ihm allerlei Vorhaltungen zu machen. Er verteidigte sich so gut er konnte und da er trotzdem bei mir kein Verständnis fand, nannte er mich einen närrischen Kautz und gab mir schließlich den wohlgemeinten Rat, mich nicht so von allem zurückzuhalten, sondern mitzutun. „Das Leben ist so schön“, rief er aus, „und man soll es genießen, so lange man jung ist, dazu hat man ein Recht“. Dann bedauerte er mich mit meinen „ewigen Ansichten“, wurde sehr heiter und bot sich an, mich in lustige Gesellschaft einzuführen, da sollte ich das Leben erst kennen lernen, fühlen, was überhaupt leben heißt. Und hätte ich erst das „himmlische Manna“ der Liebe geschmeckt, dann würde ich schon ein Anderer werden, darauf schwur er einen heiligen Eid. Er nannte mich schliesslich seinen lieben alten Freund, mit dem er gern „alles teilen“ wolle, schwatzte noch eine ganze Weile auf mich ein und rückte zuletzt in freundschaftlichem Eifer mit folgendem Vorschlag heraus. Er wollte mir ja gern, um es mir leicht zu machen, sein neuestes „Verhältnis“, eine dralle Küchenjungfer, die in der Nähe bedienstet war, „überlassen“. Das Mädlein sei „ganz doll“, immer zu haben und nehme es auch nicht so genau. Er habe schon einige Mal daran „genascht“ und da es mit ihm doch nun gegenwärtig nicht ginge, so wollte er mich mit ihr bekannt machen. Sprachlos starrte ich meinen ehemals Vielgeliebten an.

War das mein Willy noch, der einzige geliebte Mensch, dem ich mit Freuden mein Leben zu Füßen legen wollte? So weit war es also mit ihm gekommen, so jung, so schön und eine solche Auffassung, solche Achtung vor den heiligsten Empfindungen der Menschen, das Gefühl, in dem selbst das Tier geadelt wird? Ein Gefühl endloser Leere überkam mich. Eine solche unsäglich gemeine Denk- und Handlungsweise musste ich bei dem erleben, der bis dahin in meinem Ideenkreis den vornehmsten Platz eingenommen.

Von nun an war ich bemüht, sein Bild gewaltsam aus meiner Seele zu reißen. Ich behandelte ihn kalt, ging nie mehr zu ihm und wenn er, was auch nur noch selten geschah, zu mir kam, stahl ich mich leise aus dem Hause und überliess ihn meinen Brüdern, an die er sich bald enger anschloss. In meinem zertretenen Herzen hat es noch lange getobt und geschrieen, ehe dies schönste Bild meiner Jugendträume daraus entwich. Später, nachdem wir auch örtlich von einander getrennt, hörte ich nur noch durch meine Brüder von ihm. Er hat schliesslich die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns heingeführt und ist heute selbst als Inhaber eines renommierten Geschäftshauses in Leipzig ein wohlhabender Mann, der sich kaum noch seines einstigen Jugendfreundes erinnert. Wohl weiss ich, dass er von meinen ferneren Schicksalen durch meine Familie unterrichtet wurde, ich habe jedoch von ihm kein Lebenszeichen mehr erhalten. Er ist eben schnell in den Hafen der gesellschaftlichen Behaglichkeit eingelaufen. Ihn haben die konventionellen Lügen dieser Kulturgesellschaft weiter nicht behelligt. —

Über die nun folgende Periode meines Lebens will ich mich bemühen weniger ausführlich zu sein. Ich begann alsbald ein höchst unsolides Leben zu führen. Im Taumel aller möglichen tollen Vergnügungen suchte ich Zerstreuung, Vergessen. Eine wilde Flucht vor der gähnenden Leere, die in meinem Inneren zurückgeblieben war, begann nun. Und von dem ungeheuren Wust der widerstreitendsten Empfindungen, die mich dann wieder plötzlich durchtobten, hin- und hergeschleudert, tappte ich suchend, wie ein Blinder. Die tollste und ausgelassenste Gesellschaft ward mir bald die liebste. Eine schon ziemlich früh erwachte Vorliebe für dramatische Kunst und ein bescheidenes Talent in derselben, führte mich bald in Gesellschaften ein. In Dilettantenvereinen übte ich mit großer Hingabe meine kleinen Fähigkeiten und so bekam ich auch leicht Verkehr mit vielen jungen Leuten beiderlei Geschlechts. Ich wurde ziemlich schnell gewandt in allen Eigenschaften, die dazu gehören, in der Gesellschaft etwas zu scheinen, was man nicht ist. Ich wollte ja durchaus das „himmlische Manna“ der Liebe schmecken,

wovon mir Willy so begeistert erzählt hatte. Ich gab mir denn auch die grösste Mühe, bei den Damen den Schwerenöter zu spielen. Denn, so dachte ich, was alle Anderen mit so viel Geschick und Erfolg betrieben, warum sollte ich es auch nicht können, schliesslich lag es am Ende bloss an meinem Mangel an Talent, die Gunst der Damen zu erwerben. So warf ich mich denn gewaltig in die Brust, um mich endlich zur Mannbarkeit aufzuraffen und den Hänseleien der Anderen zu entgehen, die mich nur „den zarten Franz“ nannten. Und um auch auf den zahlreichen Kränzchen und Bällen der Vereine in Gesellschaft der Damen bestehen zu können, ging ich auch noch in die Tanzstunde und verliebte mich — in den jungen Kellner des betreffenden Restaurants. Er war ein bildhübscher Bursche mit pechschwarzem gekräuselten Haar und ein Paar kohlschwarzen Augen, die wie Diamanten funkelten. Ich hatte nur noch Blicke für ihn und wenn ich die Tanzerei noch mitmachte, so geschah es nur, um in seiner Nähe bleiben zu können. Ich suchte Annäherung und mit überraschend schnellem Erfolg.

Neue Seligkeit zog in mein Herz ein. In kurzer Zeit waren wir vertraut mit einander. Hier war ich wieder in meinem Element, hier durfte ich lieben, das fühlte ich sofort. Welch ein Unterschied! Während ich in Gesellschaft junger Damen mich mit meiner Rolle des Schwerenöters mühsam abquälte, trat hier wieder sofort das echte Feuer natürlicher Leidenschaft hervor. Hier gab echte Liebe das von selbst, wonach ich dort mühsam den Plan absuchte, um einen gequälten Abklatsch des „himmlischen Mannas“ zu erhalten, was ich garnicht himmlisch fand, um mich künstlich und scheinbar daran zu ergötzen, zu dem Zweck, vor den Augen der Welt als das zu gelten, was ich nicht war. Als ich die ersten schüchternen Liebkosungen wagte, fühlte ich, dass sie ihm nicht unempfindlich waren. Er erwiderte sie und jubelnd ahnte ich in meinem Liebling eine verwandte Seele. Ich widmete ihm all die Hingabe, deren nur die echte Liebe fähig ist. All die kleinen Aufmerksamkeiten, in der die Liebe so selbstlos, so erfinderisch ist, tauschten wir nun gegenseitig aus. Doch das Auge des Gesetzes wacht und der beleidigte Sittenkodex der „Normalen“ im Land schrie nach Sühne. Unvorsichtig und tollkühn ist die Liebe. Eines Abends spät ereilte uns das Verhängnis, das für mein Leben so folgenschwer werden sollte. Wir wurden beide vom Wirte in einem hinteren Zimmer bei frischer Tat ertappt. Die Situation war über jeden Zweifel erhaben und wir konnten uns auch nicht mehr retten, da wir ganz unvermutet überrascht wurden. Ein unbeschreiblicher Skandal folgte. Man brüllte nach dem Arm des

Gesetzes. Ich wurde festgehalten und musste noch mit ansehen, wie der Wirt meinen Liebling brutal misshandelte. Wahnsinniger Schmerz durchtobte mein Innerstes und zitternd bat ich um Schonung für den Armen. Willig folgte ich dann dem Diener der heiligen Gerechtigkeit. Ich befand mich in einer Art Traumzustand, sah und hörte kaum, was um mich herum geschah. Wie in nebelhafter Ferne erschien mir alles. Und immer weiter und weiter rückten Welt und Menschen von mir ab, so dass ich sie nicht mehr erkennen konnte. Zwei Monate sass ich in Untersuchung, ich begriff nicht, weshalb, da ich alles eingestanden hatte. Was ich in dieser Zeit einsamer Zellenhaft ausgestanden, genügte, um mich vollständig niederzuschmettern. Mit all ihrer Schärfe hielt die beleidigte Moral ihr Strafgericht über mich. Nichts blieb mir an Demütigungen erspart. Schon auf dem Polizeipräsidium schallte mir die Stimme des diensttuenden Beamten entgegen: „Ein Päderast! Ein Päderast! In Einzelhaft mit dem!“ Ich hatte keine Ahnung von der Bedeutung dieses Wortes. Aber die Art, wie mir dies offenbar inhaltsschwere Wort entgegengeschleudert wurde, liess mich ahnen, welch ein verabscheuungswürdiger Verbrecher ich sein musste. In ohnmächtiger Verzweiflung wand ich mich auf dem Boden meiner einsamen Zelle. War ich denn wirklich eine so schändliche Kreatur? Wen hatte ich denn beleidigt, wem etwas genommen, wem hatte ich ein Leid zugefügt? In meiner hilflosen Verwirrung vermochte ich keinen klaren Gedanken zu fassen. Verbrecher, Verbrecher, Päderast! höhnte es mir nur immer in die Ohren. „Bedenke doch, was du nun geworden bist!“ so hiess es in dem Briefe, den mein ältester Bruder unter dem Eindruck der Nachricht meiner Verhaftung an mich geschrieben und in dem er sich im Namen der ganzen Familie von mir lossagte. In meiner grenzenlosen Verzweiflung über alles dieses reckte ich schliesslich die Arme gen Himmel und erflachte von Gott irgend eine Gewissheit, wie weit die Grösse meines Verbrechens reichte. Aber der Himmel rührte sich nicht und ich fand nicht einmal Trost in der tränenvollen Busse und Reue, der ich mich in kraftloser Zerknirschung nun hingab. Ich wusste ja nicht, was ich eigentlich büssen sollte, bei wem ich um Verzeihung für zugefügte Schmach betteln sollte. Die Stunde meiner Aburteilung schlug und hier sah ich meinen Liebling wieder. Bei seinem Anblick brach ich in Tränen aus. War er es am Ende, dem ich Beleidigung und Schande zugefügt?

Aber, o Wunder, als wir beide vor der Ballustrade nebeneinander standen, um unseren Richtern Rede und Antwort zu stehen, fühlte ich plötzlich seine Hand in der meinen, die er einen

Moment zärtlich und verstohlen drückte. Da zog es einen Augenblick wie stiller Friede durch meine Seele und ruhig und gefasst antwortete ich auf die Fragen des Präsidenten. Freilich, nur einen Augenblick bewahrte ich meine Fassung, dann war es wieder vorbei, als der Herr Staatsanwalt für mich, als den Verführer, nach § 175 des St.-G.-B. eine empfindliche Strafe verlangte. Ich bat und flehte und erklärte unter Schluchzen, dass ich meinem Freund niemals etwas habe „zu Leide tun“ wollen. Und die Herren Richter lächelten über meine naiven, fortwährenden Beteuerungen. Ich wurde schliesslich unter Annahme von mildernden Umständen zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Adolf kam, weil er nur der duldende Teil und der von mir „Verführte“ war, mit 7 Tagen davon. Ausserdem wurde auch wohl auf seine Jugend Rücksicht genommen, er war noch nicht ganz 16 Jahre alt. Ich hatte mich um das Alter meines Freundes nie bekümmert, hielt ihn aber für bedeutend älter. Er machte in jeder Beziehung den Eindruck eines mindestens 18 jährigen, war ebenso gross wie ich und körperlich viel mehr entwickelt. Die Täuschung über sein Alter mochte um so leichter sein, als er auch die Entwicklung zur Pubertät bereits hinter sich hatte. Ich konnte deshalb auch mit gutem Gewissen dem Herrn Präsidenten auf seine Frage antworten, dass ich mich im Alter meines Freundes getäuscht hätte. Das hatte mir denn aber weiter nichts genützt, am Urteil änderte das ja nichts. Ich wurde wieder abgeführt und hatte gerade noch so viel Zeit, einen letzten Scheidegruss von ihm aufzufangen, einen stillen Blick liebevoller Teilnahme für mich. Diesen stummen Blick habe ich als einzigen Trost mit in mein Gefängnis genommen. Ihn, das wusste ich nun, hatte ich nicht beleidigt, er grollte mir nicht. Ich habe ihn nie wiedergesehen, diesen herzigen, schwarzäugigen Jungen, meine späteren Nachforschungen nach ihm blieben resultatlos. Ich bin überzeugt, er hat nur gut von mir gedacht. — Der Mensch fügt sich in alles, auch in das anfänglich Unfassbare. Ich ertrug meine 6 monatliche Einzelhaft verhältnismässig gut und wurde zuletzt von dem Aufseher des „Flügels A,“ der ein halbes Jahr mein Domizil war, mit einigen wohlwollenden Worten entlassen und mit dem guten Rat, mich fürderhin „in Obacht zu nehmen,“ damit ich nicht zu bald wieder käme. Gerührt drückte ich dem alten Manne die Hand und trat in die goldne Freiheit mit dem festen Vorsatz, nun ein „Anderer,“ „Besserer“ zu werden. Hatte ich nicht in der langen Zeit der Sühne bewiesen, wie man sich beherrschen kann? Hatte ich nicht die 6 Monate vollständig keusch zugebracht? — Ich kannte die Onanie sehr wohl, doch nicht ein einziges Mal war ich ihr in der

ganzen Zeit zum Opfer gefallen. Ja, ich wollte und musste wieder ein guter Mensch werden. Hätte ich nur damals schon klar genug die unabweisbare Bestimmung meiner Geschlechtsnatur begriffen. Ich hätte wohl in jenen oft durchwachten Nächten im Gefängnisse die Kraft gefunden, ein Ende zu machen mit einem Dasein so dunkel und reuevoll bis auf den heutigen Tag.

In wie weit ich später ein besserer, anderer Mensch geworden, mag der Leser aus dem weiteren Fortgang meines Lebens entnehmen.

Meine Familie nahm mich in Gnaden wieder auf, man verzieh mir, wie man sagte, um meinetwillen. Ja, mein ältester Bruder hielt es von da ab für eine Art väterlicher Pflicht, mich wieder auf den rechten Pfad der Sitte und Tugend sorgsam zurückzuführen. Er fing an, mich auf Schritt und Tritt zu bewachen. Er hatte das Glück, eine vermögende Frau zu bekommen und nun ging seine brüderliche Fürsorge so weit, im Einverständnis mit den Verwandten seiner Frau mir einen kleinen Geschäftsbetrieb einzurichten, der in mein Fach schlug. Ich nahm alles dankbar an, geschah doch alles zu meinem Besten. Die Sache klappte auch im Anfang ganz gut. Ich fühlte mich bald wieder und gefiel mir in meiner Eigenschaft als selbständiger Geschäftsmann, war fleissig und suchte mein Geschäft hochzubringen. Doch ich hatte meine Rechnung ohne mich selbst gemacht. Abgesehen davon, dass es ja an und für sich schon ein Missgriff war, einem jungen Menschen von kaum 21 Jahren Führung und Verantwortung über ein Geschäft anzuvertrauen, mit deren fachgemässer Leitung eine gereifere Manneskraft vollauf zu tun gehabt hätte, so war ich doch, meiner ganzen natürlichen Veranlagung nach, viel zu sehr Gefühlsmensch, als dass ich auf die Dauer einen brauchbaren Geschäftsmann abgegeben hätte. Wohl hatte ich so etwas wie eine dunkle Ahnung davon, dass auf mich noch kein Verlass war. Wohl meinte ich im Stillen dies und das, aber sollte ich meinem Bruder meine eigene Unfähigkeit und Schwäche eingestehen, sollte ich ihm offen sagen, dass mir diese seine Wohltat im Grunde eigentlich Plage sei? Welche Antwort hätte ich bekommen? Sie konnte nicht zweifelhaft sein. Und hatte ich überhaupt eine Meinung zu haben? Als ein in Gnaden wieder aufgenommenener Missetäter musste ich dankbar und froh sein, dass mir mein liebevoller Bruder Gelegenheit verschafft hatte, mich wieder „ins Geleise“ hinein zu bringen. Er meinte es zweifellos gut mit mir, also hatte ich, das fühlte ich wohl, die Pflicht, mich zu fügen. Ich musste stillhalten und mich bescheiden, denn sie alle waren „besser“ als ich. Mein Bruder liess es sich angelegen sein, über mein Schicksal zu wachen.

Er achtete beständig und sorgfältig darauf, dass ich meine geschäftlichen Pflichten nicht versäumte und ich gab mir die grösste Mühe, ihm keinen Anlass zur Unzufriedenheit zu geben. Aber weiter hinaus ging auch sein Einfluss nicht, weiter reichte die Kraft seiner Autorität nicht. Er war wohl in der Lage, mich aufmerksam zu bewachen, aber einsperren konnte er mich füglich nicht und mir, dem 21 jährigen, das fühlende Herz aus dem Busen zu reissen, das vermochte er freilich auch nicht. Und so kam es denn, wie es wohl kommen musste.

Ich hatte natürlich nicht die Kraft, lange mit mir allein herumzulaufen, mein Herz verlangte nach einem Wesen, das ich lieben könnte. Bald fand ich es in der Person des jungen Angestellten eines benachbarten Geschäftes. Es dauerte auch gar nicht lange, so hatten wir Freundschaft geschlossen. Die fürsorglichen Schwiegereltern meines Bruders, in Gemeinschaft mit meiner guten Mutter, hatten zwar bereits für eine „passende“ Partie gesorgt und ich hatte mir's auch zur Pflicht gemacht, dieser jungen Dame recht fleissig den Hof zu machen. Das Mädchen war sonst nicht übel, hatte etwas Vermögen, mit diesem sollte sie „ins Geschäft hineinheiraten“, so hatten es meine Verwandten beschlossen. So schnell, wie ich hier eine Braut angewiesen bekam, wäre ich niemals imstande gewesen, mir selbst eine zu erobern das fühlte ich, darum war ich auch eifrig dabei, ich hatte es mir ja selbst gelobt, den „dunklen Fleck“ aus meiner Vergangenheit möglichst zu tilgen. Ich war sehr aufmerksam gegen meine Braut, sagte ihr viel Artigkeiten und machte ihr Geschenke. Das hinderte mich aber durchaus nicht, mich mit meinem neuen Freund viel mehr abzugeben als mit meiner Braut. Er war ein ausgezeichnete junger Mann mit guten Manieren und einem natürlichen Wesen. Im trauten Beisammensein mit ihm entschädigte ich mich für alle Beklemmungen und Unbehaglichkeiten, die ich stets in Gesellschaft meiner „Angebeteten“ empfand. Ich will kurz sein. Die Sache gedieh so weit, dass uns eines Tages ein argwöhnisch gewordener Nachbar, in meinem eigenen Geschäftslokal, durch den Türspalt beobachtet hatte. Der Mann schlug Lärm und benachrichtigte sofort meine Familie. In kopfloser Bestürzung floh ich, so wie ich ging und stand, zum nächsten Bahnhof und fuhr zu Verwandten meines Vaters nach M. Diese telegraphierten an meinen Bruder und verlangten Aufklärung, da ich jede Auskunft verweigerte. Bald erschien mein Bruder, setzte meine Verwandten von allem in Kenntnis, sagte sich abermals und diesmal für immer von mir los, indem er mich einen Ehrlosen und Undankbaren nannte, der nicht wert sei der Achtung anständiger Menschen. Meine Verwandten taten ein Übriges, man überliess mir

aus Menschlichkeitsrücksichten eine kleine Summe Geldes und so musste ich augenblicklich das Haus verlassen.

Planlos irrte ich eine Zeit lang in der fremden Stadt umher. Die Angst vor Verfolgung trieb mich wieder zum Bahnhof und so floh ich mit dem nächsten Zug über die holländische Grenze, kam bis Amsterdam und irrte, der Sprache des Landes nicht mächtig, hilflos umher. Von jeder Verbindung mit der Welt losgerissen stand ich nun da und fing an zu überlegen. Die Liebe zum Leben trieb mich weiter. Ich fing nun an, zu Fuss durch endlose Schnee bedeckte Felder und Wiesen, über zugefrorene Kanäle, von Ort zu Ort zu wandern, mir durch stummes Betteln weiter helfend. In Gr, einer mittelgrossen, holländischen Stadt geriet ich, halb verhungert, von Allem entblösst, todesmüde in einen Gasthof, wo viele Deutsche verkehrten, hier vernahm ich die süssen Laute meiner Muttersprache wieder. Es schien ein Labsal von zweifelhafter Qualität zu sein, denn es stellte sich heraus, dass die Inhaberin und die weibliche Bedienung meist spät nachts allerlei Gäste empfangen, mit denen bis zum hellen Morgen wüste Orgien gefeiert wurden, wobei die Wirtin mit ihren Helferinnen anscheinend gute Geschäfte machte. Ich hatte Gnade vor den Augen der fetten Inhaberin dieser Höhle gefunden. Sie schien Mitleid mit meiner Lage zu haben und da sie auch etwas deutsch sprach und ich ihr einen ganzen Roman von der Ursache meiner Anwesenheit vorgelogen hatte, so konnte ich vor der Hand dableiben als Hausbursche, Gläser-spüler u. s. w. Mir war alles egal, nur weiter leben, mochte kommen was wollte. Das Leben, wie es sich nun hier in der Folge vor meinen Augen abspielte, lieferte mir einen ungefähren Begriff, in welch' unsäglich niedriger Weise sich oft das normale Geschlechtsleben der Menschen abspielt. Beispielloser Ekel erfasste mich hier vor der Art, mit der hier die Menschen sich der „normalen“ Liebe hingaben. Ich war der einzige männliche Bedienstete im Hause, und hatte bald heraus, dass meine würdige Herrin mehr von mir verlangte als blosse Dienste für das Haus und die Gäste. Ein fürchterlicher Schrecken packte mich bei dieser Erkenntnis. Mir schauderte vor dem Gedanken, längere Zeit hier unter diesen Menschen weilen zu müssen. Aber ich hatte gar keine Ursache, mich zu beklagen, war ich doch selbst ein aus der Gesellschaft aller anständigen Menschen Ausgeschlossener. Wohin sollte ich auch in dieser fremden Welt, in der ich vollständig einsam stand. Ohne irgend welche Mittel konnte ich doch überhaupt nicht weiter kommen. Und als Landstreicher würde ich sehr bald in die Hände der Polizei geraten. Dann aber war es doch sicher um mich geschehen, denn

wenn jener menschenfreundliche Nachbar die Sache angezeigt, so war sicher ein Steckbrief hinter mir; welche Aussichten eröffneten sich da für mein Leben! — Und zum Sterben war ich zu feige. Sterben, wenn man noch so jung ist. War nicht die Welt trotz alledem schön? Ich fügte mich deshalb, so gut es ging in meine Lage, wick den zudringlichen Freundlichkeiten meiner Herrin geschickt aus und war nur still und zähe darauf bedacht, etwas Mittel in die Hand zu bekommen um möglichst bald fort zu kommen aus dieser Höhle, in deren Pesthauch ich zu ersticken fürchtete. Nach 14 wöchentlichem Aufenthalt war ich denn auch wieder unterwegs. Ich hatte mir in dieser traurigen Zeit unter allerlei Entbehrungen von meinem geringen Lohn, eine kleine Summe erübrigt mit der ich hoffte irgend eine Küstenstadt zu erreichen. Dort wollte ich mich als Kohlenzieher oder sonst als dienstbarer Geist auf irgend einem Schiff ohne weitere Barmittel nach Amerika hinüberarbeiten. Ich hatte diesen Plan in meinen einsamen, oft schlaflosen Nächten sorgsam durchdacht. Ich hatte in Erfahrung gebracht, dass in Küstenstädten sogenannte „Heuerbaasse“ ihr Wesen treiben, die ein schwunghaftes Geschäft daraus machten, Auswanderungslustigen mit Rat und Tat an die Hand zu gehen in der Erlangung günstiger Überfahrtgelegenheit. Auch solche Leute, die in ähnlicher Lage, wie ich, sich befanden, „verheuert“ diese Leute auf irgend ein Schiff, damit sie so ohne grosse Baarmittel das „gelobte Land,“ nach der Versicherung dieser Heuerbaasse, sicher erreichten. Dort in dem freien Lande, in der neuen Welt, wollte ich dann abermals ein neues Leben, ein „besseres“ beginnen. Von Neuem hatte ich mir selber hoch und teuer zugeschworen, nunmehr meiner unseligen Leidenschaft zu entsagen. Zähneknirschend verfluchte ich meine erbärmliche Schwäche, die mich hatte zum Sklaven einer Neigung werden lassen, die alle Welt als verbrecherisch bezeichnete. Ich glaubte ihnen, wenn sie sagten, es sei ein Verbrechen, sich mit „so was“ zeitlebens unglücklich zu machen. Hatte ich nicht den Frühling meines Lebens damit zerstört? — Sprach doch Jedermann mit Verachtung und Hohn von diesem abscheulichen Laster für das manche die Prügelstrafe empfahlen. Wie ungeheuer schlecht und erbärmlich kam ich mir vor. Nun aber sollte, nun musste das alles anders werden, wenn ich erst „drüben“ sein würde. Dort, wo mich Niemand kannte, wollte ich versuchen auf andere Art vielleicht wieder glücklich zu werden wie tausend Andere. Mit gutem Gewissen darf ich sagen, ja ich habe es redlich versucht ein „Anderer“ zu werden. Ich bin es nicht geworden. Bin bis heute der Alte geblieben. Gefängnis, Flüche, Tränen, Gebete, Schwüre, Hunger

und Entbehrungen, ja selbst die letzte, tiefste Erniedrigung, die einem Menschen widerfahren kann, körperliche Misshandlungen, die mir auf jener schrecklichen Ozeanfahrt nicht erspart geblieben sind, sie alle hatten nicht vermocht, die Liebe zu meinem eigenen Geschlecht zu ertönen. Und ob alle diese unsäglichen Leiden, Geist und Seele in beispiellosem Maasse quälten und folterten, der gewaltsam hin- und hergehetzte Körper, schier bis auf den Rest ausgemergelt wurde, siegreich ist die Natur über dies alles hinweggeschritten und verlangt nach wie vor, gebieterisch die Erfüllung ihrer Rechte.

Ich will den Leser nun nicht mehr allzulange mit den Einzelheiten meiner weiteren Erlebnisse ermüden. Die körperlichen und seelischen Qualen, die ich auf all' den Irrfahrten zu erdulden gehabt, alle ausführlich zu schildern, fühle ich mich ausser Stande. Sie haben bei mir den Grundstein gelegt für eine stete nervöse Empfindlichkeit, unter der Körper und Seele fortgesetzt zu leiden haben. Namentlich war es der fürchterliche, wenn auch nur kurze Aufenthalt auf jenem Schiffe, auf welchem mich ein schufftiger Heuerbaas als Kohlenzieher verdingt hatte, der nach meiner Überzeugung ein bis heute regelmässig wiederkehrendes Leiden (Rheumatismus) in meinem Körper zurückgelassen hat. Mein Vorhaben, nach Amerika auf diesem Schiffe zu kommen, war gescheitert. Ich war zu dumm und unerfahren für solche Finessen und musste die Reise unfreiwillig als Kohlenzieher wieder zurück machen. Kaum an deutschen Gestaden angelangt, entfloh ich, halb wahusinnig von den unmenschlichen Strapazen und beispiellos roher Behandlung bei Nacht und Nebel, von dieser schwimmenden Hölle. Von einer zweiten solchen Reise nach Amerika war ich gründlich geheilt. Ich hätte dem denn doch den Tod vorgezogen. Ruhelos zog ich nun wieder durchs Land, von Ort zu Ort, was nun mit mir geschehen würde, war mir gleichgültig. Ich blieb jedoch während meiner ganzen Wanderzeit von der Polizei unbehelligt, ein Steckbrief gegen mich existierte wohl demnach nicht. Nachdem ich auf meinen Irrfahrten in unzähligen Städten und Ortschaften mich durch allerlei Beschäftigungen redlich arbeitend durchgeschlagen und meinen äusseren Menschen wieder in Ordnung hatte, konnte ich endlich wieder in meinem jetzigen Aufenthaltsort festen Fuss fassen. Jahre waren darüber hingegangen und meine Familie hatte bis dahin kein Lebenszeichen von mir erhalten. Wieder in meinem erlernten Geschäft tätig, erlangte ich nach und nach eine gewisse Sicherheit. Ich lebte still und zurückgezogen für mich hin, ging fast nie aus und beschäftigte mich in meinen vielen einsamen Stunden damit,

alles zu lesen, was mir nur in die Hände fiel. Ich führte so mit meinen Büchern im stillen Stübchen ein beschauliches Dasein.

Aber nicht lange dauerte dieser Zustand. Wohl hatte ich mir vorgenommen, fürderhin die Gesellschaft der Menschen möglichst zu meiden, namentlich war ich ängstlich bemüht, nicht mit jungen Leuten meines Geschlechts zusammen zu kommen. Darin lag ja nun freilich die einfachste Bestätigung meines noch völlig unveränderten Geschlechtszustandes. Aber statt durch fleißiges, rücksichtsloses Nachdenken zur endlichen Klarheit über meine geschlechtliche Verfassung zu kommen und in deren Konsequenz wenigstens einigermaßen mein Leben einzurichten, vermied ich es vielmehr nun ängstlich, an alle diese Dinge auch nur einen Augenblick zu denken. Ich glaubte durch die eiserne Standhaftigkeit, mit der ich das Denken und die Gelegenheit von mir fern hielt, das beste Schutzmittel gewonnen zu haben, durch das ich von fernem Unglück bewahrt blieb. So verbiss ich mich in einem fortwährenden Abwehrkampf gegen meine Leidenschaft. Ich hatte mich noch nicht soweit zur geistigen Freiheit durchgerungen, dass ich mich hätte von der üblichen Meinung der grossen Masse emanzipieren können. Ich fühlte mich abhängig von ihr und hielt in Wahrheit meine Neigung für verbrecherisch, so dass ich glaubte, sie mit diesen Mitteln erfolgreich bekämpfen zu können. Die äusseren Umstände schienen mir günstig in meinem Vorhaben. Ich kam durch einen Kollegen, der mich einst zur Kirmess in sein Heimdorf lud, mit dessen Familie in nähere Berührung. Das kleine Dörfchen lag in reizender, romantischer Umgebung an der Weser hingestreut, war von der Stadt, wo ich wohnte, nicht allzuweit entfernt und mit der Bahn allsonntäglich bequem zu erreichen. Als schwärmerischen Naturfreund zog es mich mächtig hin zu diesem kleinen idyllischen Nestchen. Ich fing an, regelmässig dies Dörfchen aufzusuchen und lernte nun hier in der Familie meines Kollegen, dessen Schwester kennen. Sie führte, da die Mutter unlängst gestorben war, dem Vater den Haushalt. Die Familie war gross. 3 erwachsene Geschwister arbeiteten in der Umgegend und 3 unerwachsene hatte sie im Hause zu überwachen. So lernte ich dies echte Naturkind kennen, wie es treu und umsichtig waltete in dem kleinen Anwesen; es war ihrem Vater und den zahlreichen Geschwistern eine sorgsame Hausfrau und liebevolle Pflegerin. Eine ungemein frische, sympathische Erscheinung, gefiel sie mir mit der Zeit immer mehr. Ich genoss bald das Vertrauen der Familie und ging darin ein und aus. Es gefiel mir so unendlich wohl in diesem kleinen Ort, inmitten der herrlichen

Natur. Ich streifte in dem nahen Walde umher, lag stundenlang an dem Ufer der Weser, oder machte mir im Garten und Feld zu schaffen. Und wenn Sonntags nachmittags Vater und Brüder das Gasthaus im Dorfe aufsuchten, dann leistete ich der Schwester meines Kollegen Gesellschaft, wenn sie einsam zu Haus die jüngeren Geschwister hütete. So lernte ich auch Wesen und Charakter dieses trefflichen Mädchens kennen, an denen ich schliesslich nur angenehmes finden konnte. Ich war nie im Leben ein fanatischer Weiberfeind und wusste Schönheit, Tugend und natürliche Anmut beim Weibe wohl zu schätzen. Hier aber fand ich alles in seltenem Masse vereinigt. In der Person dieses Mädchens schien mir plötzlich ein Fingerzeig gegeben, meinem ferneren Leben sittlichen Halt wiederzugeben. Ich hatte zur Zeit keinen männlichen Verkehr und war, seit ich diesen Ort entdeckt, ganz stadtfremd geworden, arbeitete nur noch in der Stadt und lebte auf dem Lande. Hier in der Stille der Natur unter den Kindern der Natur hatte ich den langersehnten Frieden wiedergefunden. Ich wurde der Freund und Berater Mathildens, half ihr getreulich bei allen möglichen häuslichen Angelegenheiten. Bald war es im Dorfe ausgemachte Sache, dass ich Mathildens Mann werden würde, und ich tat nichts, um diese Meinung zu entkräften, im Gegenteil, sie schmeichelte meiner Eitelkeit und ich war fest überzeugt, Mathilde würde meine Hand nicht abweisen. Ich war stets artig und taktvoll in meinem Benehmen ihr gegenüber und hielt mich körperlich in respektvoller Entfernung von ihr, was mir leider nicht schwer fiel. Ich genoss deshalb ihr unbegrenztes Vertrauen, wir waren wie Geschwister und ich war in die Angelegenheiten der Familie bald besser eingeweiht, als selbst ihre Geschwister. Ach, hätte sie mir nie dieses Vertrauen geschenkt, hätte sie mich abgewiesen, ihr und mir wäre wohler gewesen. Ich aber bildete mir ein, dieses Mädchen zu lieben, redete mir selbst beständig zu mit allen möglichen Phrasen vom häuslichen Herd und Geldeswert — belog mich selbst, indem ich vor meinen eigenen schüchternen Bedenken behauptete, dass diese Heirat der einzige Weg sei, um im Leben noch einmal glücklich zu werden. Was habe ich mir nicht alles vorgelogen, um endlich den vermeintlichen Frieden zu finden, nach dem ich mich so sehr sehnte. Ich liess nun ein erstes Lebenszeichen an meine Familie daheim gelangen, indem ich einen langen de- und wehmütigen Brief an mein Mütterchen richtete. Sie war nur meine Stiefmutter, aber ich hatte ihr stets eine innige Liebe und Anhänglichkeit bewahrt. Ich gab in dem Brief einen ungetährten Überblick meiner Schicksale von jenem Tage an, da ich sie verlassen musste, bat

alle um Verzeihung, und wenn es ihnen möglich sei, mich wieder als Mitglied der Familie anerkennen zu wollen; teilte auch, nicht ohne einiges Selbstbewusstsein mit, dass ich mir jetzt eine achtbare Existenz begründet, und im Begriff stände, — mich zu verloben, und bat schliesslich um ihren Rat und um ihren mütterlichen Segen. Nach kurzer Zeit erhielt ich Antwort von meinem Bruder. Alles war hocheufreut von meinem Lebenszeichen und namentlich von meinem Entschluss. Man gratulierte mir, wünschte mir Glück, alles sollte vergessen und vergeben sein, denn ich hätte ja nun bewiesen, dass ich ein anderer geworden. Mein Bruder gab mir den Rat, ja nicht mehr länger mit der Heirat zu warten, kündigte mir an, mich baldmöglichst aufzusuchen, um sich von meinem Glück zu überzeugen. „Du glaubst nicht, wie ich mich freue,“ so hiess es am Schluss seines Briefes, „dass wir Dich als einen Menschen wiedergefunden, der nun wieder als vollberechtigtes und nützliches Glied in die Gesellschaft aufgenommen werden kann. Dadurch, dass du dich der Liebe zu einem Weibe hingegibst, hast du deinen Beruf als Mann und Geschlechtswesen der Gesellschaft gegenüber erfüllt, und hast ein Recht, wieder unter Menschen zu erscheinen.“ (!!) Wenn ich ehrlich sein will, so kann ich nicht sagen, dass dieser Brief meines Bruders in meinem Herzen einen völlig harmonischen Wiederhall gefunden hätte. Es lag in ihm etwas, was ich nicht recht definieren konnte. Nur soviel wusste ich, damals, als ich Willy und nachher Adolf liebte, war ich doch auch gewissermassen ein Mensch gewesen. Aber immerhin, der Brief freute mich sehr und beseitigte meine letzten Bedenken. Ich verlobte mich. Und als ich bald darauf im näheren Umgang mit meiner Braut ein leidenschaftliches, heissbegehrendes Weib vorfand, dessen jungfräuliche Liebesglut mir den normalen Koitus leicht machte, da freute ich mich ganz unbändig und war nicht wenig stolz auf meine Manneskraft. Um endlich zum Schluss dieser Bekenntnisse zu gelangen: Mathilde ist mein Weib geworden, und so lange wir nun nebeneinander durchs Leben wandeln, bin ich ihr nicht einen Augenblick treu geblieben. Das bische Reiz war bald entschwunden. Er war bewusst und planmässig herbeigezogen und künstlich genährt, war eine Art Onanie, war nicht die Liebe, das grosse, heilige Feuer, das aus den dunklen Tiefen der Menschenseele emporlodert, mächtig und unmittelbar, mit leuchtenden Flammen das geliebte Wesen gleichsam verklärt und mit heissem Odem erwärmt. Ein elender Abklatsch, ein Popanz war es, der sich heuchlerisch Liebe nennt und im Grund nur Eigenliebe ist, die für ihren feigen Schwindel eine legitime

Unterlage benötigt. O ja, ich leugne es nicht, ich war feige, unendlich feige, dass ich der lügnerischen Ehrenretterei das Glück meines Lebens zum Opfer brachte und schlecht dazu, dass ich ein rechtschaffenes, braves Menschenkind damit an mein Dasein kettete und auch ihm die Blüten seines Lebenslenzes stahl.

Allzu langsam ist mir der Schleier von den Augen gesunken und als ich endlich nun mein eigenes Selbst im Lichte der Erkenntnis sah, da war es leider zu spät. Neue Fesseln habe ich mir durch diesen unseligen Schritt auferlegt, ein Zurück gibt es nun nicht mehr und vorwärts? — wo wollt ich denn da hin? Da müsste ich ja erst ein „Anderer“ werden. Wer ratet mir? Soll ich meinem armen Weibe, das mir rechtschaffen und treu bis jetzt gedient, „reinen“ Wein einschenken? Die sorgsame Hausfrau und die zärtliche Mutter meiner Kinder hinaus stossen in die Welt, indem ich das Band gewaltsam durchschneide, das uns vor den Augen der Welt bindet. Solche gigantische Kraftleistung mag man von mir nicht eher verlangen bis man mir sagen kann, was damit für uns Beide, für unsere Kinder gewonnen. Unsere Kinder, jawohl, zwei herzige kleine Wesen sind diesem Scheinbunde entrossen. Jeder Homosexuelle, der los und ledig ist, mag sich wundern, wie ein Homosexueller dazu kommen kann. Aber Jeder, der in ähnlicher Lage sich befunden, wird nichts Verwunderliches darin finden. Ich liebe meine Kinder, die beide aus den ersten 2 Jahren meiner Ehe stammen und umgebe sie mit aller Sorgfalt, die in meinen Kräften steht; Sorge für mein Weib nach bestem Können. Und doch muss ich sie ständig betrügen. Überall gelte ich als der beste Gatte und Vater meiner Familie. Und beständig breche ich die Ehe. Habe ich das Glück, einen jungen, starken, edlen Freund zu treffen, dann kennt meine Freude keine Grenzen. All' mein Leid, all' die düstren Tage, die ich auf dem qualvollen Weg meines Lebens, an der Seite eines hochgeachteten, aber ungeliebten Weibes durchwandern muss, sie sind vergessen. Vergessen ist meine Gefangenschaft, in der ich mein Dasein vertrauern muss im Kreise meiner „Familie“, vergessen alle Gesetze der moralischen Gesellschaft. Ich schreite unaufhaltsam weiter auf der Bahn des — „Verbrechens“. Denn ich kann ja nicht anders das Glück wirklicher Liebe finden als im „Verbrechen“. Wo ich hinblicke nichts als Sünde, und wollte ich diesem unsäglichen Zustand ein ewiges Ziel setzen, dann erst wird mir der Fluch, Verbrecher, noch übers Grab geschleudert werden. Was also kann ich tun? Ich werde weiter zu leben versuchen, um weiter zu sündigen.

Die Liebe ist so gross, so erhaben, so edel, sie vermag alles und sie gibt auch mir immer wieder von neuem die Kraft des

Lebens wieder. Ja der Eindruck, den die licht- und kraftvolle Gestalt eines edlen Jüngling auf mich hervorzubringen vermag, lockt sogar noch hier und da ein paar einfache und schlichte Töne von meiner längst verrosteten Leier.

So erst vor Kurzem als ich auf einem Abendessen einen jungen Handwerker kennen lernte: Ein schöner Jüngling mit seltenen Geistesgaben, wie er mir ähnlich immer im Geiste vorschwebte. Er zeigte sogleich am Abend unserer Bekanntschaft tieferes Verständnis als alle Anderen für meine bescheidenen Darbietungen, durch die ich zur Unterhaltung der Gesellschaft beizutragen suchte. Wir kamen in ein kleines Gespräch und ich war überrascht und erstaunt über die Tiefe seiner Begriffe über Ästhetik und Kunst sowie über die Kraft seiner Lebensanschauung. Ich war sofort von diesem starken Charakter gefangen. Selbst Arbeiter, war ich freudig bewegt, auch unter meines Gleichen, einen so fein empfindenden und edel denkenden jungen Mann entdeckt zu haben. Ich suchte näheren Verkehr, besuchte ihn in seiner Wohnung, wo ich ihn stets lesend oder malend, auch musizierend — er spielte gut die Klarinette — antraf. Ich war entzückt und verliebte mich unsterblich in dieses herrliche Wesen. Eine neue Sonne schien über mein düsteres Dasein aufgegangen. Ich hatte nur noch Gedanken, Sinne, Interesse, Zeit, für ihn. Mein armes Weib, die von dieser neuen Liebe, mit der ich sie betrog, natürlich keine Ahnung hatte, konnte garnicht begreifen, was in mich gefahren war. Ich vernachlässigte alle meine sonstigen Obliegenheiten. Ich suchte ihm erst zu verheimlichen, dass ich verheiratet sei, bald jedoch fügten es die Umstände, dass ich ihm die Wahrheit sagen musste. Lächelnd meinte er, es täte ihm leid, dass er das nun wüsste. Denn nun könne er doch meine Zeit, mein Interesse für ihn nur in halben Portionen in Anspruch nehmen, die grössere Hälfte gehöre meiner Familie. Und als ich ihm eifrig erwiderte, das käme garnicht in Betracht, da schaute er mich lange an und warf die Worte still und leicht hin „Hättest dich nicht verheiraten sollen“ — ich war fassungslos, durchschaute er mich, hatte er in meiner Seele zu lesen verstanden? Hier, fühlte ich, war ich der Schwächere, aber gerade deswegen liebte ich ihn umsomehr. Lange haben wir an jenem Abend noch zusammen gesessen und langsam aber sicher bin ich in seine Seele eingedrungen. Und als ich bald darauf das erste Zeichen der Liebe, den Kuss von ihm begehrte, lehnte er zuerst ruhig und bestimmt ab, und ich hatte zu viel Achtung und Respekt vor seiner Person, als dass ich hätte weiter in ihn dringen wollen. Später hat er mir dies Zeichen gern und freudig gewährt. Fester und immer fester

schlossen wir uns dann zusammen. In ungetrübter Harmonie gingen unsre Seelen in einander auf. Als Geschlechtswesen normal, hat er mir doch in hingebender Freundschaft das höchste Glück der Liebe gewährt. Er fühlte sich nicht dadurch mit Schmach und Schande bedeckt. Er war frei und unabhängig genug im Geiste, meine Empfindungen, meinen Zustand zu begreifen. Und konnte er auch meine leidenschaftliche Liebe nicht mit derselben Glut erwidern, so war er doch sichtlich bemüht, durch verdoppelte treue Anhänglichkeit, durch wahrhaft hochherzige Freundschaft und Teilnahme für meine traurige Lage, diesen Mangel wett zu machen. Leider währte mein Glück nicht lange. Durch mein Verhältnis mit ihm drohte mir ein ernster Konflikt mit meiner Familie. Ich verwendete natürlich meine freie Zeit nur für ihn. Seine Person beherrschte nur noch allein meinen Ideenkreis. Ich überliess Frau und Kinder sich selbst, sorgte nur materiell für sie, und war im übrigen stets bei meinem Ludwig anzutreffen. Er selbst hat mich im Kreise meiner Familie nur ein einziges Mal besucht. Er hatte, feinführend wie er war, die Situation bald begriffen und achtete darin gewiss nur die Meinen. So war ich denn stets bei ihm. Wir musizierten, lasen, studierten und philosophierten miteinander. Die Sache wurde zu auffällig und Ludwig bat mich, meine Besuche einzuschränken. Dazu war ich natürlich nur in ganz geringem Masse im Stande. Meine Frau musste mich öfter aus seiner Wohnung abholen lassen. Kurzum, es gab ernsthafte Auseinandersetzungen zwischen mir und meiner Frau. Dies alles merkte Ludwig, und eines Tages überraschte er mich mit der Mitteilung, dass er die Stadt verlassen wolle. Seine Eltern hatten geschrieben, er solle in die Heimat zurückkehren. Ich war wie vom Schlage gerührt, mich von diesem Menschen trennen, das war ja rein unmöglich. Mein erster Gedanke war — ich scheue mich nicht, ihn hier niederzuschreiben — ich wollte ihn begleiten und sprach diese Absicht sofort aus. Ruhig und bestimmt verbot er mirs und brachte mich durch sein liebevolles Zureden wieder zur Vernunft zurück. Nur seiner ruhigen, festen Besonnenheit habe ich es zu danken, dass es keine Katastrophe gab. Er versicherte mir zuletzt, dass er mir dann seine Freundschaft und Achtung versagen müsse, wenn ich ihm folgen wollte. Das half, und still ergab ich mich in diese Trennung. 14 Tage noch war es mir vergönnt, ihn zu sehen. Ich half ihm bei seinen Vorbereitungen zu der weiten Reise. Ludwig hatte in Jütland seine Heimat. Er war mit 17 Jahren in die Fremde gegangen, hatte Dänemark, Deutschland und die Schweiz schon bereist und hatte sich auf seinen Reisen, die er meistens zu Fuß ge-

macht, 2 fremde Sprachen angeeignet (Deutsch und Französisch), die er beide geläufig sprach; für einen mittellosen Handwerksgehilfen eine zweifellos ausserordentliche Leistung. Dabei stand er erst im 22. Lebensjahre. Und von diesem herrlichen Jüngling sollte ich mich trennen. Ich konnte mich mit dem Gedanken garnicht vertraut machen. Aber was half es. Nach 5 monatlichem sonnenvollen Glücke ist nun wieder die düstere Öde meines Daseins über mich zusammengebrochen. Niemals im Leben ist es mir je vergönnt gewesen, einen edleren Menschen an mein Herz drücken zu dürfen, als diesen dänischen Jüngling. Nie ist mir eine Scheidestunde qualvoller erschienen, als die des Abschiedes von ihm. Immer und immer wieder musste ich diesen Kopf an mich pressen, immer wieder in diese dunklen, tiefen Augen blicken.

Wenn je einem Homosexuellen seine Gefühle zum Fluch seines ganzen Lebens geworden sind, so bin ich es. Und wenn je Anstrengungen gemacht wurden, um diese Empfindungen loszuwerden, ihnen eine andere „normale“ Richtung zu geben, so habe ich es getan. Und doch musste ich bei meinem Verhältnis zu Ludwig erkennen, dass mein Geschlechtszustand heute homosexueller denn je ist. Der Zustand, in dem ich mich gerade ihm gegenüber befand, mag die Art und Weise dartun, mit der ich von ihm Abschied nahm. Wir hatten den ganzen Abend vor seiner Abreise auf seiner Stube zusammen verbracht, und ich hatte schliesslich weinend unter unzähligen Umarmungen mich von ihm losgerissen. Ruhelos lief ich durch die Strassen und konnte es nicht fertig bringen, nach Hause zu gehen. Ich kehrte schliesslich zurück, um meinen Freund noch einmal zu sehen. Er war bereits zur Ruhe gegangen. Dumpf vor mich hinbrütend, setzte ich mich auf den Flur vor seiner Tür hin und schief, den Kopf an die Tür gelehnt, schliesslich ein. So wurde ich mitten in der Nacht von ihm aufgefunden. Liebevoll bereitete er mir eine Stätte neben sich. So habe ich dann die letzten Stunden dieser letzten Nacht an seiner Brust zugebracht. Noch in der letzten Minute unseres Beisammenseins klagte ich mich an über mein unvernünftiges Verhalten. Er tröstete mich und versicherte mich seiner treuen Freundschaft, auch in der Ferne. So ward auch dieser mir entrissen. Einsam und trauernd lebe ich nun wieder für mich hin und denke daran, welche Leiden mir wohl noch im Schoosse der Zukunft zgedacht sind.

Erlöst uns, nehmt uns die Fesseln ab: der Kultur wird es nicht zum Schaden, der Menschheit aber wird es zur Ehre gereichen.